



Inhalt: Deutsche Schlösser und Villen. I. Schloß „Donner“ bei Ottenen an der Elbe. Von Friedrich Bodenstedt (mit Illustration von Julius Siemering). — Annahmen und Abweisen. Von D. Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld. (Schluß). — Um das siebenzehnte und einundzwanzigste Jahr. Erzählung von Marie Sophie Schwarz. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfau (mit Abbildungen). — Ein Hundgang im deutschen Citrusgarten. Von Oscar Blumenthal. — Ueber den methodischen Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule. Von Luise Böhmer. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftsplaudereien. — Rebus. — Zwei Buchstaben-Räthsel. — Schach-Aufgabe. Nr. I. — Auflösung des Rebus Seite 36. — Correspondenz.

Deutsche Schlösser und Villen.

I. Schloß „Donner“ bei Ottenen an der Elbe.

Aus einem Brief an die Redaction von Friedrich Bodenstedt.

... Im Frühling des vorigen Jahres reiste ich zur Taufe meiner ersten Enkelin nach Altona, in der Absicht dort einige Zeit zu bleiben, mit der Revision meines für den „Verein für deutsche Literatur“ geschriebenen Buchs über „Shakespeare's

ladung und fand mich alsbald in ein kleines Paradies versetzt, wo sich's auf das angenehmste leben und weben ließ. Erst um halb sieben Uhr Nachmittags wurde dinirt, so daß ich den ganzen Tag über Herr meiner Zeit war und diese auch meist in angestrengter Arbeit verbrachte, soweit meine schwankende Gesundheit das erlaubte. Ich unterbrach meine Arbeiten nur, um mir die nöthige Bewegung im Freien zu machen; wo mein Weg mich dann gewöhnlich zu meinen Angehörigen nach Altona führte und zuweilen auch zu guten Bekannten nach Hamburg oder auf die dortige Stadtbibliothek.

und hügelab führenden wundervollen Park gemacht, zu dessen reicher Mannigfaltigkeit an Bäumen und Zierpflanzen alle Welttheile ihren Tribut geliefert haben. Bei schlechtem Wetter — dessen Eintreten in Hamburg und Umgegend allerdings nicht zu den Seltenheiten gehört — fand man im Billardzimmer Gelegenheit sich zu bewegen und eine gute Cigarre zu rauchen. Später kam Alles wieder beim Thee zusammen.

Wenn ich so drei oder vier Stunden in Gesellschaft verbracht hatte und mich dann auf meinem Zimmer wieder allein fand, war es mir unmöglich gleich die Augen zu schließen,



Schloß „Donner“ bei Ottenen an der Elbe.

Originalzeichnung von Julius Siemering.

Frauencharaktere“ und einer neuen Auflage meiner im R. von Decker'schen Verlag erschienenen Uebersetzung der Shakespeare'schen Sonette beschäftigt. Eine Freundin meiner Tochter und Pathe meiner Enkelin, die Frau Etatsrätin Donner, fand, daß in der beschränkten Wohnung, wo außer mir noch andere Mitglieder meiner Familie zu Besuch waren, zu wenig Raum und Ruhe für einen viel von Kopfschmerz geplagten Poeten sei, und lud mich in liebenswürdigster Weise ein, ihr nahe bei Altona und noch näher bei Ottenen, an der Elbe gelegenes Schloß zu beziehen, wo ich in ländlicher Einsamkeit ganz ungestört arbeiten und zur Abwechslung auch Gesellschaft sehen könnte, soviel ich wollte. Ich folgte der gastfreundlichen Ein-

Beim Diner gab's gewöhnlich anregende Gesellschaft; bei schönem Wetter wurde der Kaffee immer auf der von herrlichen Blumenbeeten und exotischen Prachtgewächsen eingerahmten Terrasse getrunken, welche über die unten zwischen flachen Ufern breit hinfließende, immer durch Schiffe belebte Elbe hinweg eine weite, dem Auge wohlthuende Aussicht gewährt, auf frisches Wiesenland, begrenzt durch ferndunkelnde Waldhöhen und belebt durch den von Harburg sich in großen Windungen herschlängelnden und Inseln bildenden Strom, an dessen Ufern aus dunkeln Baumgruppen Häuser hervorglugen, deren Fenster fernher in der Abendsonne blitzen.

Dann wurde auch ein Spaziergang durch den hügelhaft

besonders wenn der Mond mir ins Fenster schien und mich lockte, die Balkonthüre meiner hochgelegenen Wohnung zu öffnen, um mein Auge über die weich in einander verschwimmenden Glanz- und Schattenbilder schweifen zu lassen, die er weithin hinauberte. Fernher blitzten in seinem Strahle, wie eine Reihenfolge kleiner Seen, die Ausbiegungen der sich von Harburg herschlängelnden Elbe; dicht vor mir spiegelte er seine ganze Herrlichkeit im Strome wieder, und die vorüberziehenden Schiffe sahen aus wie Schattenbilder. Alles erschien wie hingehaucht, aller irdischen Schwere enthoben. Die Stille der Nacht wurde nur unterbrochen durch das leise Rauschen des Wassers und den sich immer erneuernden, bald schmetternd

auffauchenden, bald sehnsuchtsvoll klagenden Gesang der Nachtigallen, die ihre Nester vorzugsweise in den von Quellen belebten Theilen des Parks hinter schützenden Dornen gebaut hatten.

Solche Eindrücke stimmten meine Seele frisch, weckten das in mir Schlummernde und trieben mich mit den Nachtigallen um die Wette zu singen, die von jeher meine besten Lehrer gewesen waren. So entstanden in schönen Maien- und Juni-nächten eine Menge kleiner Stimmungslieder, die sich von mir loslösten wie Blüthen vom windbewegten Baume.

Um jene Zeit, als noch der Weiß- und Rothdorn in Blüthe stand, Jasmin und Flieder ihren berausenden Duft durch den ganzen Park hauchten, und die großblüthige Magnolie sich anschickte ihre feinwürzige, milchweiße Blüthe zu entfalten, besuchten mich einige Berliner Freunde in meiner ländlichen Einsamkeit und waren so entzückt von der Lage, Bauart, Einrichtung und Umgebung des halb unter hochragenden Bäumen versteckten Schlosses, daß mir der Gedanke kam, Ihnen ein Bild davon für den Bazar zu schicken und dem Bilde ein paar erläuternde Zeilen beizufügen.

Das Versprechen, diese Bitte zu erfüllen, war nur leichter gegeben, als zu halten, da die edle Besitzerin des Schlosses durchaus nicht wünschte, daß Etwas darüber in die Oeffentlichkeit komme. Ihr verewigter Gemahl hatte sich diesen, erst vor dreizehn Jahren fertig gewordenen Ruhezitz erbaut, um bei schweren körperlichen Leiden seine Tage in möglicher Zurückgezogenheit zu beschließen. Er suchte sich sein Dasein so behaglich als möglich einzurichten und dabei auch seine künstlerischen Bedürfnisse möglichst zu befriedigen, aber Alles beehielt einen durchaus privaten Charakter, den seine Gemahlin, welcher das Schloß als Wittwenitz zufiel, den Wünschen des Verstorbenen gemäß aufrechtzuerhalten suchte. In der That würde sie wenig Ruhe finden, wenn alle durch die weiten Wohnräume vertheilten Kunstschätze dem Publikum zugänglich wären. Daß wirkliche Kunstfreunde leicht Zutritt erhalten können, versteht sich von selbst.

Ich hatte, wie oben angedeutet, einige Mähe die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen ein Bild vom Schlosse zu schicken, und beschränkte mich, um nicht indiscret zu sein, bezüglich der Kunstwerke auf die Bemerkung, daß die werthvollsten derselben von Thorwaldsen und Kaulbach herrühren. Beide Meister waren Freunde des Verstorbenen und längere Zeit Gäste des Domerschen Hauses.

Das frühere Landhaus stand an einer andern Stelle des Parks, nahe bei dem Teiche, auf welchem die Schwäne zu sehen. Das neue, mit fürstlicher Pracht und feinem Geschmack eingerichtete Schloß wurde unter der Leitung des Oberbau-raths Strad erbaut.

Unter den Nebengebäuden verdient besondere Erwähnung der prächtige Marstall, in welchem nicht minder für die Pferde als für ihre Pfleger und Lenker in einer Weise gesorgt ist, wie mir dergleichen früher nicht vorgekommen war.

Es ereignet sich in diesem sorgenvollen Leben selten, daß man eine längere Reihe von Wochen so ungetrübt angenehm und erprießlich verlebt, wie es mir in diesem Frühommer beschieden war, da ich nicht nur meinen eigenen Arbeiten ungestört obliegen konnte, sondern auch in den der Geselligkeit gewidmeten Stunden mannigfache Anregung und Belehrung fand. Ich hatte Hamburg schon öfter besucht, aber das großartige Handels- und Verkehrsleben doch nur oberflächlich, äußerlich kennen gelernt. Ich mache sehr schwer Bekanntschaften, die ich aussuchen muß, und sehr leicht solche, die sich ungezwungen anknüpfen, wie das hier der Fall war, wo die nächsten Angehörigen und Freunde des Hauses zu den angesehensten und gebildetsten Hauptern der Hamburger Handelswelt gehörten und meine Wißbegierde bezüglich der Mytherien des Weltverkehrs auf das entgegenkommendste befriedigten. Diese reichen Herren erfreuen sich ihres Reichthums nicht in tragem Genuß, sondern suchen ihn durch dieselbe angestrenzte Arbeit, durch welche sie oder ihre Väter ihn erworben, zu erhalten und zu mehren.

Der Vater der Frau Etatsrätin Donner, der durch seine großartigen wohlthätigen Stiftungen auch in weiteren Kreisen bekannte Freiherr von Schröder, arbeitet jetzt, in seinem neunundachtzigsten Lebensjahre, noch ebenso rüstig fort, wie er in seiner Jugend gethan; den ganzen Tag widmet er seinen Geschäften und erst am Abend sucht er Erholung im Familienkreise. Eine ähnliche Lebensweise bildet die Regel für die ganze Hamburger Handelswelt. Es gehört dort zu den seltensten Ausnahmen, daß Jemand sich von den Geschäften zurückzieht, um sein Leben in Ruhe zu genießen, wie es bei den Franzosen üblich ist, die nur so lange angestrengt arbeiten, bis sie die Mittel zu einer unabhängigen Existenz erworben haben.

Die völlige Hingebung an ihre Erwerbsarbeit läßt bei der großen Mehrzahl der Hamburger eine regere Theilnahme an wissenschaftlichen Bestrebungen, Werken der Kunst und Literatur nicht auskommen. Natürlich fehlt es nicht an rühmlichen Ausnahmen, unter welchen in erster Linie der hochgebildete Caesar Godeffroy zu nennen ist, der mehr als irgend ein Fürst oder Privatmann in Deutschland zur Förderung der Erd- und Völkerkunde und der Naturwissenschaften gethan hat durch auf eigene Kosten und auf eigenen Schiffen ausgerüstete Expeditionen und durch Gründung eines ethnographisch-naturwissenschaftlichen Museums, welches unter Fachleuten längst rühmlich bekannt ist und besonders als eine unerschöpfliche Fundgrube in Bezug auf die Südsee-Inseln gilt. Auf mich, der ich kein Fachmann bin, hat dieses Museum durch seine reichhaltigen Sammlungen und die dadurch angeregten Betrachtungen über die ersten Stufen menschlicher Entwicklung einen geradezu überwältigenden Eindruck gemacht.

Doch ich bin unwillkürlich von dem eigentlichen Gegenstande meines Briefes abgekommen, den ich nun am passendsten durch Mittheilung einiger Gebichte schließe, die während der schönen Tage entstanden sind, welche ich in dem gastfreundlichen Schlosse an der Elbe verlebte.

Nun liegt die Welt im Traume,
Verauscht von Glanz und Duft;
Kein Blatt regt sich am Baume,
Kein Vöglein in der Luft.

Die müden Sterne neigen
Zur Ruh' schon ihren Lauf,
Doch mir im Innern steigen
Viel schön're Sterne auf!

Was mir der Tag beschieden,
Ward sorglos nie vollbracht,
Doch selig ist der Frieden
Der stillen, heiligen Nacht!

Auf des Stroms bewegter Flut
Blickt des Monds demantne Glut.
Well' an Welle rauscht vorüber,
Seller jetzt, dann wieder träuber,
Aber Zauber in das Ganze
Webt der Mond mit seinem Glanze.
Plötzlich einer Wolke Dunkel
Scheucht das liebliche Gefunfel,
Und in jäher Stürme Toben
Ist das schöne Bild zerstoßen.
Aber leuchtend bleibt das Glück
Der Erinnerung mir zurück.

Jasmin und Flieder duften durch die Nacht,
Kein Lüftchen regt das Laub an Busch und Baum;
Die Sterne schwimmen in demantner Pracht
Auf stiller Flut; die Welt liegt wie im Traum:
Nur aus der Nachtigall geweihter Kehle
Haucht die Natur den Wohlklang ihrer Seele.

Wer denkt der Stürme nun, die ausgetobt,
Wer auch der Stürme, die uns noch bedräng?
Das tapfre Herz, in manchem Sturm erprobt,
Mag doppelt sich der heiligen Ruhe freun.
Wem solche Nacht nicht Ruhe bringt und Frieden,
Dem blüht kein Glück und Segen mehr hienieden.

Hoch schwebt der Mond am Himmelsdom,
Die Nacht ist schwül, wie vor Gewittern,
Zum letztenmal seh' ich den Strom
Im mächt'gen Glanz der Wellen zittern.

Ein Schiff zieht wie ein Schattenbild
Vorüber, rothe Lichter funkeln;
Ein leichter Flor deckt das Gesicht
Bis wo die fernen Waldhöhn dunkeln.

Die Flut wälzt ihren Silberschaum
Zum Uferkies mit leisem Rauschen —
Ich stehe still wie Busch und Baum,
Verloren ganz in Seh'n und Lauschen.

Und in mir steigt Erinnerung auf
An mancher Mondnacht schöne Stunden,
Die rasch mir wie der Wellen Lauf
An diesem trauten Strand entschwunden.

Schon schwieg im Hain der Vögel Sang,
Im Sturm zerstoß des Winters Blüthe —
Doch was in Aug' und Ohr mir drang,
Lebt unvergänglich im Gemüthe.

Annehmen und Abweisen.

Von O. Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld.

(Schluß.)

Zu Axel muß das Mädchen, wenn es die Erlaubniß der Eltern zum „Besuch-Empfangen“ hat, und der Freier, ohne sich den Eltern vorzustellen, mit einem großen Kuchen versehen zu ihm durchs Fenster gestiegen ist, was vom Kuchen übrig bleibt, behalten, soll der junge Mann der Gesinnung seiner Schönen sicher sein. Muß er aber mit seinem Kuchen wieder abziehen, ohne daß derselbe auch nur angebrochen wird, so kommt er, wie es in Südrabant heißt, „mit dem Kuchen auf dem Kopfe heim“ und kann sein Glück anderswo versuchen.

Auf dem „platten Lande“ in Friesland kommt der junge Bauer, welcher sein Auge auf ein Mädchen geworfen hat, am Sonnabend oder Sonntag Abends ins Haus und richtet, nachdem er auf die gewöhnliche Art den Hausherrn begrüßt hat, unter irgend einem Vorwande das Wort an seine Erkorene. Steht sie auf und rückt sich die Mütze, überhaupt den Anzug zurecht oder bietet sie ihm, wie es in Westfriesland üblich ist, einen Stuhl an, so wird sein Antrag angenommen. Bleibt sie aber sitzen oder greift sie in Westfriesland nach der Bange, so weiß der „Jungmann“, was das zu bedeuten hat, und hütet sich, seinen Versuch zur „Conversation“ zu wiederholen.

In den Hautes-Pyrenées haben die Liebhaber den Brauch, der Schönen, um die sie werben, bei der Anfrage die Schürzenbänder aufzubinden. Werden sie wieder zugebunden, so ist das einer abschlägigen Antwort gleich, während es in Holland ehemals als Zeichen der Einwilligung zur Verlobung galt, wenn die „junge Tochter“ einen lose geschlungenen Knoten festzog.

An vielen Orten Nordbrabants kommen die Bewerber einer ländlichen Schönheit des Abends zum Bauer, „um sich die Pfeife anzustücken“, und jeder von ihnen erbieht sich, dem Mädchen den Kessel, worin „de sop“, das Grüne, für das Vieh gekocht wird, vom Feuer heben und in den Stall hinaus tragen zu helfen. Wesen Bestand angenommen wird, der gilt für den Auserwählten, und im Thal von Andorno läßt das Mädchen, das einem Bewerber wohl will, die Spindel fallen, damit er sie aufhebe. Steckt es ihm später noch Mütze in die Hand, so kann er im Gegenjag von den Freiern in den Landes sicher sein, nicht zurückgewiesen zu werden.

Zu Hardanger in Norwegen wird dem Freier, dessen Antrag günstig aufgenommen werden soll, gestattet, mit der Geliebten allein zu reden, und in dem Theile von Südholland, welcher de vijf Heeren-landen, die Fünfherrenlande, heißt, verläßt das Mädchen, sobald ein willkommener Freier des Sonntags „am Vorabend“ im Hause der Eltern erscheint und sich im Familienkreise niedersetzt, das Zimmer, um ihn zu veranlassen, nachzukommen. Der junge Besucher, dem zum Beweis, daß er „auf einem guten Blättchen steht“, bei seinem Eintritt ins Zimmer eine Pfeife angeboten worden ist, er-

mangelt nicht, dem Wink zu folgen, und kehrt, wenn das Zwiegespräch ermutigend war, mit gehobenem Selbstbewußtsein in das Zimmer zurück.

In Hindelopen sendet der Freier gewöhnlich eine bejahrte Wittve mit der Anfrage, ob er einen Besuch machen dürfe, in das Haus des Mädchens. Wird es ihm gestattet, so findet er am Abend seine Schöne in dem sogenannten Lijts-huus, einem Nebengebäude, welches vom eigentlichen Wohnhaus getrennt steht, und gibt ihr Geld, um das zu einer Abendmahlzeit Nöthige einzukaufen. Kommt sie rasch zurück, hat der Freier Grund zu den besten Hoffnungen; läßt sie ihn aber lange warten, sieht es bedenklich aus.

Auch zu Galton in Ayrshire begab sich früher der junge Schotte, der sich einem Mädchen anzutragen beabsichtigte, nicht etwa zu dessen Vater oder Mutter, sondern in ein Wirthshaus, wo er die Wirthin ins Vertrauen zog und zu dem Gegenstand seiner Wünsche sandte. Weigerte dieser sich nicht, zu gehen, so ward sogleich bei Ale und Whisky die Sache abgemacht, und in Herzogenbusch wird noch jezt dem Mädchen durch einen Freund des Freiers das Anliegen desselben offenbart, es möge zu ihm in die nahe Herberge kommen. Gefällt dem Mädchen der harrende Freier, so sagt es zu dem abgesandten Freunde: „trekken moet je“, ziehen müßt ihr, und widerstrebt aus Leibeskraft dem ziehenden Manne, indem es für um so ehrenhafter gilt, je schwerer eine Schöne es macht, sie zu ihrem Liebsten hinzubringen.

Der junge Spanier in der Provinz Salamanca erklärt seiner Erkorenen seine Liebe dadurch, daß er vor ihrem Hause wartet, bis er sie am Fenster erblickt, sie dann grüßt und bittet, den Balcon zu öffnen. Thut sie es, wirft er seinen Knotenstoß hinein und erfährt nun, ob sie ihn abweist oder annimmt, je nachdem sie den Stoß wieder auf die Straße wirft oder ausruft: „der Stoß bleibt im Hause“.

In gleicher Absicht wirft bei Turin der Bewerber Abends ein großes Stück Holz, auf welchem er den Namen des Mädchens und darunter den eigenen eingeschnitten, in den Stall, wo die Spinnerinnen sitzen. Kommt das Holzstück nicht wieder herausgelogen, ist die Werbung gnädig angenommen.

Dieselbe Bedeutung hat es, wenn in der Provinz Abruzzo ultérieure der Eichenfloh, den der Liebende bei Nacht vor den Eingang des Hauses legt, wo die Begehrte wohnt, ins Haus genommen wird. Bleibt aber der Klopfliegen, so hat der Verschmähte nur die Mähe, ihn so unbeachtet wie möglich wieder fortzuschleppen, um sich nicht dem Spotte auszusetzen.

Auch der junge Albanese in Calabrien trägt einen Baumsfamm, das Sinnbild einer neuen Familie, vor die Hausthür der Geliebten, um zu sehen, ob er aufgehoben und somit seine Werbung angenommen wird, und in Holland steckt der Jüngling seiner Erkorenen eine Blume oder einen rauker (Strauß) in den Ring oder Klopfer ihrer Hausthür, um zu erfahren, ob er sich bewerben darf oder nicht. Findet er am nächsten Morgen seine Blumengabe auf dem Straßpflaster, so muß er sich ein anderes Mädchen zum bestucken oder Anbinden wählen.

Eine Blume oder ein Apfel dient auch dem jungen Griechen als Mittel, seine Liebe einem Mädchen zu erklären, wenn er es am Brunnen oder bei einem Besuche trifft, während es auf der Insel Sicilien das Mädchen ist, welches dem Burfchen eine Welle vom Balcon hinabwirft, um ihm die Annahme seiner Werbung zu verkünden.

Bei Arpino bringt der Anbeter seiner Geliebten am Palmsonntag einen Delzweig mit, um ihr durch das Band, welches er darum schlingt, den Zustand seiner Gefühle zu offenbaren. Ist es nämlich gelb, so hält er das Mädchen zum Narren; ist es grün, will er es los mit Hoffnung hinhalten; Roth bedeutet Zwistigkeit, Weiß Einigkeit, und Blau endlich Liebe.

In ähnlicher Weise hat der Burfche im Arrondissement d'Arles eine ganze Blumenprache zur Hand, um sich dem Mädchen zu erklären. Der einfache Maibaum ist das Geständniß der Liebe, Kränze an den Fenstern der Geliebten drücken die Huldigung des glücklich Liebenden aus. Dornenzweige deuten beginnende Unbeständigkeit, und Stechpalmen gänzlich Aufgeben an.

Wird zu Riva di Chieri der besuchende Jüngling zum Wiederkommen aufgefordert, so weiß er, daß seine Werbung günstig aufgenommen ist. Unterläßt aber in Pinerolo das Mädchen, wenn ein Bewerber ins Haus tritt, das Feuer anzuzünden und ihn gemeinschaftlich mit ihren Eltern zum Trinken einzuladen, so mag sich derselbe als verabschiedet betrachten.

Auch in der Umgegend von Murcia, wo der heirathslustige Burfche eines Tages vor dem Hause seiner Auserwählten erscheint und um Wasser bittet, muß er zum Sitzen eingeladen werden, wenn er seine Bewerbungen fortsetzen soll, und in Dithmarschen stellt man einem unwillkommenen Freier bald eine Schaufel hinter die Hausthür, um ihn von jedem ferneren Besuche abzuhalten. Daher hat die Nebenart: de schäffel geven (bekomen) im Holsteinischen dieselbe Bedeutung wie einen Korb geben (bekommen), und noch verständlicher kann die Entscheidung nur in Podlachien ausgedrückt werden, wo der Abgeandte eines Freiers von den Eltern, welche nicht Willens sind, ihre Tochter ihm zu geben, gar nicht ins Haus gelassen wird.

Dem in den meisten slavischen Ländern, sowie in Albanien, Griechenland und einigen Gegenden Ungarns sind es gewöhnlich die Eltern, welche nach ihrem Gefallen ihre Kinder verheirathen, ohne sie zu befragen, und wenn dieselben auch der Form wegen befragt werden, so geschieht es doch nur zum Schein.

Ist in Rignano des Mädchens Vater dem Freier nicht geneigt, so ist seine Tochter noch zu jung, und will an der Riviera della Castella in Dalmatien ein Vater von der Tochter, um die geworden wird, hören, ob ihr die Heirath annehmbar scheine, so wird sie unfehlbar sprechen: „Was meine Eltern thun, ist wohlgethan.“

In Slavonien sucht des jungen Mannes Mutter ein Mädchen auf, das ihr als Schwiegertochter zuzugt, geht zu ihm und bietet ihm Backwerk, Früchte und einen Dukaten oder einige Zwanziger an. Nimmt das Mädchen die Gaben an, so ist es geneigt, den Vorschlägen der Besucherin Gehör zu geben, und die wirkliche Werbung wird vorbereitet.

Bei den Wenden in den westlichen Comitaten Ungarns versüßt sich, wenn ein Burfche ein für ihn taugliches Mädchen

gefunden zu haben glaubt, sein Vater, sein Hauswirth oder ein anderer Bekannter in das Haus des Mädchens, um die Sache einzuleiten. Gefällt der Freier den Eltern oder Brüdern des Mädchens, so wird ihm dieses ohne Weiteres zugesagt und er eingeladen, selbst zu kommen.

Wenn aber bei den Nuthen auch die erste Verständigung erfolgt ist, und die Eltern des Mädchens, welche der Einladung gemäß das Haus des Freiers besuchen, um es von oben bis unten in Augenschein zu nehmen, rühren nicht das Geringste von den ihnen angebotenen Speisen an, sondern empfehlen sich unter allerlei Vorwänden so rasch als möglich, so ist das ein Zeichen, daß sie mit der Musterung nicht zufrieden gewesen sind und aus der Heirath nichts werden kann.

Auf dem sogenannten Heideboden in Ungarn ist zwar auch die Wahl der Eltern maßgebend, indessen wird doch der Sohn befragt, ob er mit ihr einverstanden ist, und in Bosnien gilt es bei den katholischen Städtern als Regel, daß die Tochter ihren Willen kund gibt. Antwortet sie auf die Frage: „Ist es Dein rechter Wille, so sage es jetzt“ die Worte: „Ich will, was ich will, es ist mein rechter Wille“, so steht der Heirath Nichts entgegen.

Um das siebenzehnte und einundzwanzigste Jahr.

Erzählung von Marie Sophie Schwark.
(Im Auftrage der Verfasserin für den Bazar übersezt von Emil J. Jonas.)

Es war mein siebzehnter Geburtstag; ein wichtiger Tag, besonders, weil ich verliebt war.

Ingenieur Blume war der Gegenstand meiner Flamme, und es ist nicht zu leugnen, daß die jungen Eisenbahn-Ingenieure unwiderstehlich sind; sie stehlen die Herzen der Landmädchen ebenso geschickt, wie die Gardelieutenants die der Stadtmädchen.

Die Ingenieure sind die Löwen des platten Landes, die Gardeoffiziere die der Hauptstadt.

Im Herumdrehen hat ein solcher Wildfang die Ruhe eines unschuldigen Mädchens gestohlen, und sie steht da in ihrer Liebeslust und Schmerz, das arme Kind.

Der Dieb, der das meine genommen hatte, war ein männliches Ideal, das versteht sich von selbst; ich kannte ihn wenig, aber das that seinen Vollkommenheiten keinen Abbruch. Früge man aber, worin seine Vollkommenheiten bestanden, so würde ich schwerlich im Stande sein, eine genaue Antwort zu geben.

Wenn man siebzehn Jahr alt ist, liebt man, weil das Lieben Vergnügen macht. Es genügt vollständig, um das Herz zu entflammen, daß man mit einem jungen Mann ein paar Mal getanzt hat.

Wir, der Ingenieur und ich, wir hatten miteinander getanzt.

Er tanzte wie ein Engel, so meinte ich damals, vorausgesetzt, daß die Engel tanzen.

Auch hatten wir auf einem Gesellschaftstheater gespielt, er den Liebhaber, ich die Liebhaberin. Bei dieser Gelegenheit entflammte meine Neigung.

Freilich behaupteten die Tadelstüchtigen, daß er seine Rolle schlecht gespielt habe, was ich aufs bestimmteste bestritt; aber man brachte mich damit zum Schweigen, daß ich meine Sache nicht besser gemacht hätte.

Wie wäre es auch möglich gewesen, gut zu spielen in einer Scheune mit alten Bettdecken als Coullissen. Der Fehler haßte am Local, nicht an den Spielenden.

Ingenieur Albert Blume war also ein Ideal, und Jeder, der das Entgegengesetzte behauptete, wurde als Feind betrachtet.

Meine Cousine Regina war dreist genug es zu thun, und ich verabscheute sie auch deshalb.

Zur Feier meines siebzehnten Geburtstages hatte mein guter Onkel die Jugend des Ortes eingeladen, darunter Albert Blume. Wir sollten tanzen und uns „göttlich amüsiren“.

„Mein Ingenieur“ würde, als verliebter Jüngling, schon am frühen Morgen der Dame seines Herzens aufwarten, so flüsterete die Phantasia mir zu.

Ich kleidete mich an dem Morgen mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt an.

Mein eine halbe Elle hoher Spiegel sagte mir, daß ich nicht gerade übel aussah. Ich nickte dem Spiegelbilde zu und eilte fröhlich die Treppe hinab.

Einen Augenblick blieb ich stehen. Unten im Saale sprach Regina mit Jemandem.

Mein Herz klopfte, meine Wangen flammten; dieser Jemand war er.

Wie ärgerlich, daß Regina eben jetzt im Saale sein mußte! Sie hatte dort doch wahrlich Nichts zu thun, wenigstens jetzt Nichts zu thun! Wäre sie doch lieber in Caparanda oder Jstadt, nur nicht da, wo sie jetzt war!

Dieser fromme Wunsch war kaum entstanden, als Regina in den Hausflur trat. Sie nickte mir böshaft lächelnd zu, indem sie flüsterete:

„Beile Dich, einzutreten, Dein süßer Herzens-Blume ist da mit einem Wisch“, so groß wie er selbst. Wie der Mensch doch immer komisch ist! Viel Glück, kleine Biola!“ Und damit lief sie in den Garten hinaus.

Verdrüsslich darüber, daß sie das „Ideal“ komisch fand, trat ich in den Saal.

All mein Aerger verschwand, als der Gegenstand meiner Flamme mir entgegentrat. Er hielt einen Blumenstrauch in der Hand. Daß derselbe ungewöhnlich groß war, ließ sich nicht leugnen, aber ihn einen „Wisch“ nennen, war und blieb eine Niederträchtigkeit.

Mit ausdrucksvoller Miene überreichte er mir die Blumen. Ich schlug die Augen nieder, erröthete und verneigte mich.

Er sprach einige Glückwünsche aus. Wie er seine Worte wohl sagte! Ich wenigstens meinte es so zu hören, obgleich ich nicht mehr von seiner Rede, als: „wahre Bewunderung“, „Ergebenheit“ und „glückliche Stunden“ aufsaßte.

Ich war höchst aufgeregt, ich war glücklich! Ich verbarg das Gesicht in die Blumen, und er — er küßte meine Hand. Erschrocken eilte ich aus dem Zimmer und hätte Regina,

die auf dem Hausflur stand und lachte, fast ungerannt. Ich hob sie bei Seite und sprang in den Garten. Hier suchte ich den verstecktesten Platz auf, um ungestört zu sein.

Die geküßte Hand wurde beschaut. Es fand sich keine Spur der bärtigen Lippen vor, die sie berührt hatten. Dies beruhigte mich sehr.

Der-Blumenstrauch wurde der Gegenstand meines zärtlichsten Geschmeichels, ich küßte ihn und fand das Leben wunderschön.

„Biola! Biola!“ hörte ich Onkel rufen.

Mich taub zu stellen, würde zu Nichts führen, er hätte mich bald ausfindig gemacht. Ich mußte aus meinem Versteck heraus, wenn ich es auch sehr schwer fand, Regina entgegen zu treten.

Mein Herzensonkel trat an meinen Versteck heran, bevor ich mich entschließen konnte, ihn zu verlassen. Er streichelte mir die Wange und scherzte über den „Wisch“, den ich in der Hand hielt. Ich erröthete dabei über und über.

Mit tiefniedergeschlagenem Blick trat ich in den Saal; die Augen zu erheben, war mir unmöglich.

„Blicke empor mit Deinen schönen Augen, Biola!“ rief Regina. „Der süße Anbeter ist fort. Er mußte auf die Linie hinaus, das arme Opfer, aber Du hast ihn heute Nachmittag wieder und deshalb freue Dich, Du glühendes Herz.“ Man muß gestehen, daß Regina mich reizte.

Der Nachmittag war da.

Wer mochte das sein, der eine halbe Stunde früher, als die andern Gäste die Allee herauffuhr und an der Veranda ausstieg? Wer? Ich wagte nicht, dorthin zu blicken.

Es trat Jemand ein — er war es.

Wir waren allein. Regina hatte Verschiedenes in der Haushaltung zu thun; die Tante kleidete sich an, und der Onkel war noch nicht von seinem Mittagsschlaf erwacht.

Mein Ingenieur und ich setzten uns auf die Veranda.

Er blickte mich an; ich erröthete. Er fragte ob ich ihm böse sei, und dabei seufzte er. Ich antwortete mit einem fast lautlosen Nein, betrachtete die Falten meines Kleides und seufzte auch. Es entstand eine Pause. Ich blickte ihn an, es begegnete mir aber ein zärtlicher Blick, und ich wandte erschreckt das Gesicht ab. Er bat mich um den ersten Walzer und bekam meine Zusage. Er seufzte wieder und schwieg.

Die Gäste kamen an und machten unserer Fahrt nach der Glückseligkeitsinsel ein Ende.

Mein siebzehnjähriger Geburtstag schien mir ein wunderbarer Tag zu sein, ja, ich meinte, er sei bestimmt der glücklichste Tag meines Lebens. Doch, man darf den Tag nicht preisen, bevor er zu Ende ist.

Albert Blume und ich eröffneten den Ball.

Welcher Walzer! Ich flog durch den Saal auf den Flügeln der Töne oder der Liebe; auf welchen von beiden, weiß ich nicht, auch kümmerte mich der Tact nicht im geringsten. Wer konnte an Tact denken, während der Arm des Geliebten Einen durch den wirbelnden Tanz trug!

Der Walzer war zu Ende.

Ich sah wieder auf der Veranda.

Mein Geliebter saß jedoch nicht an meiner Seite. Man hatte ihn gezwungen, den anderen Herren zu einem Tische zu folgen, welcher im Garten stand und mit Punschbowlen und Gläsern besetzt war.

Regina kam und setzte sich zu mir.

„Ich habe so sehr gelacht, daß ich fast krank bin,“ sagte sie.

„Das interessirt mich nicht,“ antwortete ich und hatte dabei ein Gefühl, als ob sie irgend eine Bosheit im Sinne habe.

„Worüber ich gelacht, müßte Dich doch interessiren, es war Dein ‚Abdonis‘, der meine Fröhlichkeit wach rief,“ und Regina lachte laut auf.

Beleidigt erhob ich mich, um sie zu verlassen.

„Walze niemals mit Deinem Ideal,“ flüsterete sie. „Er kann ja nicht Tact halten, er hüpfet und springt ja wie eine gefangene Fliege im Glafe,“ und Regina vermochte vor Lachen nicht weiter zu sprechen.

Ich frage auf Gewissen, ob man sich etwas Unartigeres denken kann, als Regina's Benehmen?

Außer mir vor Born lief ich von ihr fort und trat in die Wohnstube, um mich zu beruhigen.

Dort waren aber einige junge Mädchen damit beschäftigt, den zu Ehren meines siebzehnjährigen Geburtstages mit Blumen geschmückten Tisch zu betrachten.

„Wer hat Dir diesen entsetzlichen Blumenstrauch gegeben?“ rief man mir entgegen.

Entsetzlicher Blumenstrauch, sagten sie. Ich hatte ein Gefühl, als ob ich ersticken müßte.

„Ingenieur Blume,“ antwortete ich.

Die Mädchen begannen laut zu lachen.

„Das ist ja ein vollständiger Rehrbesen!“ sagte eins der Mädchen, „ein Bauernstrauch.“

„Um den Muth zu haben, solche abscheuliche Blumen zu verschicken, muß man selber Blume heißen,“ fiel ein anderes ein.

„Wirf sie zum Fenster hinaus!“ meinte eine Dritte.

Der Antwort meinerseits auf diese Ausfälle erinnere ich mich nicht, aber ich nehme an, daß sie im höchsten Grade einseitig war; denn von nun an galten die übermüthigen Reden nicht länger den Blumen, sondern kehrten sich gen mich. Es wurde eine Française aufgespielt, und die übermüthigen Scherze hörten endlich auf.

Ich warf einen prüfenden Blick auf Blume's Bouquet und mußte leider, wenn auch mit betrübtem Sinne, erkennen, daß es im höchsten Grade geschmacklos war.

Diese Entdeckung machte mich niedergeschlagen. Das Leben lächelte mich nicht länger fröhlich an.

In der Française standen Regina und Blume mir gegenüber.

Bei einer der Touren flüsterete Regina mir zu:

„Sieh doch ein Mal die Füße Deines ‚Abdonis‘ an, sie haben große Aehnlichkeit mit Hummerschereen.“

Regina würgen, wäre nur gerecht gewesen; allein es war nicht ausführbar; meine Blicke folgten der angegebenen Richtung.

Der Unglückliche! Er kehrte in der That die Fußspitzen einwärts, die Hacken auswärtig. Ich war nahe daran, Thränen zu vergießen.

Weshalb sah ich seine Füße an? Konnte ich mich doch

mit seinen schönen Augen, seinem netten Stutzbarte trösten. Es gelang mir dies indeß nicht; ein Magnet schien meine Blicke an seine Stiefelspitzen zu fesseln.

Endlich war der Tanz zu Ende, er hatte eine Ewigkeit gedauert, so schien es mir, ich hatte viel gelitten unter der unglücklichen Neigung einer einwärts strebenden Richtung seiner Füße.

„Jetzt eilt Blume nach der Punschbowle,“ sagte Regina. „Er trinkt fürchterlich, der Bursche!“ fügte sie hinzu.

Er trinkt? Das wenigstens mußte Verleumdung sein.

Ich trat in den Garten, um mich zu überzeugen. An dem Tische dort stand Blume und in einem Augenblick hatte er zwei große Gläser Punsch geleert. Er hätte vielleicht noch mehrere Gläser getrunken, wenn er mich nicht gewahr geworden wäre, aber dies hatte zur Folge, daß er die Kameraden verließ und zu mir trat.

Er sprach Gott weiß was. Ich antwortete unzusammenhängend. Meine Blicke blieben auf seine Füße wie gebannt. Das Bild von Hummerschereen spukte in meinem Gehirn.

Ich war nicht glücklich, ich war niedergeschlagen und betrübt. All meine Freunde hätte wiederkehren können, wenn Blume die Hacken einwärts gezogen, den Strauch umgebunden, Punsch zu trinken aufgehört und im Tact zu tanzen versucht hätte. Welche Menge von Fehlern und wie schnell sie entdeckt worden wären!

Die Fröhlichkeit der Anderen steigerte sich trotz meines Kummers immer mehr, je länger der Tanz andauerte.

Während der Abendtisch gedeckt wurde, versammelte die Gesellschaft sich in dem großen Vorgarten, um allerhand Spiele und Kurzweil zu treiben.

Blume setzte sich an meine Seite. Er flüsterte mir Worte zu, die mich, wären sie vor dem Tanze gesprochen worden, in den Himmel gehoben haben würden, jetzt beunruhigten sie mich nur.

Er bat mich um Etwas, aber was es war, verstand ich nicht und antwortete aus diesem Grunde nicht. Mein Schweigen legte er als Einwilligung aus und sagte:

„Morgen spreche ich mit Ihrem Onkel, wenn er seinen Beifall gibt, ist die Sache abgemacht.“

Hatte er um mich angehalten und ich seine Worte nicht recht verstanden, weil er öfter unterbrochen worden war?

Wie ein Feuerstrahl durchzitterte es mein Herz bei dieser Voraussetzung.

Ich würde somit einen glatten Ring auf den Finger bekommen und einen Bräutigam zum Spazierengehen haben. O wie entzückend! Aber seine Füße, seine Füße! Was sollte ich mit seinen Füßen machen? Ihn beibringen, wie er die Hacken einwärts setzen müße — und das würde ja ein Leichtes sein. Und nun lächelte mich die Hoffnung wieder an.

Aber Regina zapfte mich am Arm und flüsterte mir zu: „Glaube doch nicht, was der ‚Abdonis‘ sagt, er hat ja zu viel Punsch getrunken!“

Ich fuhr zusammen, schaute das Ideal an und schauderte. Sein Blick war trübe, sein Gesicht glähte.

Ich beeilte mich, ihn zu verlassen.

Bei Tische fragte mich Regina:

„Hast Du gesehen, wie ‚Deine Blume‘ das Essen verschluckt?“

„Laß mich in Ruh,“ sagte ich ärgerlich und verbiß meinen Gram an der Keule einer wilden Ente.

Ich konnte jedoch nicht umhin, Blume anzusehen, er sah mir gerade gegenüber.

Regina, die Boshafte, hatte auch dieses Mal Recht. Blume sah entsetzlich aus, ganz als ob er Alles, was auf dem Tisch stand, mit den Augen verschlucken möchte, trotzdem er sich immerfort den Mund vollstopfte.

Ich trat an ihn heran. Meine Gegenwart wird seinem Heißhunger Abbruch thun, dachte ich. Allein er bemerkte nicht, daß ich an seiner Seite stand. Er kaute, schmagte und schluckte nur.

Er schmagte!

Das war aber mehr, als unschicklich, das war ein Verbrechen!

Ich redete ihn an, aber in demselben Augenblick stieß sein Nebenmann mit ihm an, und er hörte mich nicht.

Das war doch zu viel für mein siebzehnjähriges Herz. Das Ideal hatte sich schnellstens in eine essende und trinkende Maschine verwandelt, welche auf der Welt auf ein paar Hummerschereen spazierte.

Ich war grenzenlos unglücklich. Ich eilte auf mein Zimmer und vergoß hier Ströme von Thränen.

Mein Liebestraum war vernichtet. Alle meine Illusionen waren dahin!

Als ich wieder in den Saal trat, wo ich hoffte Blume untröstlich über meine Abwesenheit zu finden, sah ich ihn mit Regina walzen und zwar ohne allen Tact.

Der Ball war zu Ende, und die Lichter erloschen, aber auch die Flamme war zu Ende, war erloschen, die so hoch in meinem Busen gelodert hatte.

Was vermag nicht eine eifrige Freundin!

Und so endete der Tag, welcher so glücklich begonnen hatte.

Am folgenden Morgen erwachte ich mit leerem Herzen. Das, was geschehen war, schien mir ein Traum zu sein, und ich begriff nicht, wie ich jemals so verliebt in denjenigen habe sein können, der mir jetzt so widerlich erschien. Man müßte sein verrückt sein, um einen Mann zu lieben, der schmagte, der das Essen verschlang, der ohne Tact tanzte und die Füße einwärts setzte.

Ich begriff nicht, wie ich alle diese Fehler hatte übersehen können, wie ich ein Ideal hatte haben können, welches dermaßen mit Gebrechen behaftet war. Ich war mit Blindheit geschlagen gewesen, das war klar; aber jetzt war ich in der That geheilt. Albert Blume konnte mit Sicherheit auf einen Korb rechnen, wenn er vom Onkel meine Hand begehren sollte. Er wollte es ja an diesem Tage thun, wenigstens wußte ich nicht, warum er sonst meine Einwilligung hatte haben wollen, um mit Onkel zu reden.

In Gedanken überlegte ich, was ich wohl antworten könnte, wenn Onkel mich fragte, ob ich Herrn Albert Blume zum Ehemanne haben wollte, und ich war sehr zufrieden mit den Phrasen, die ich ausgesonnen hatte, und mit mir selbst. Endlich war ich so weit gekommen, daß ich meinen

eigentlichen Werth zu schätzen wußte. Zufrieden begab ich mich in den Garten.

Ich sollte jedoch nicht lange meine Einsamkeit genießen. Regina kam mir in vollem Laufe nach.

„Beieile Dich zum Vater hinaufzukommen!“ sagte sie; „Deine blühende Blume ist bei ihm und hat merkwürdige Dinge zu sagen. Der Vater hat mich Dich zu rufen.“

„Ist Blume noch hier?“ fragte ich. „Freilich ist er hier, er kann doch nicht eher gehen, das arme Thier, bevor er weiß, wie es abläuft. Ich meinstheils fand seinen Vorschlag annehmbar und habe meine Einwilligung gegeben.“

Regina hatte ihre Einwilligung gegeben, ohne um die meinige zu fragen. War ich es doch, sollte ich meinen, die ja oder nein zu sagen hatte! Regina schien in der That da zu sein, um mich zu reizen.

Zögernden Schrittes begab ich mich zu meinem Dunkel. Ich fand es weniger angenehm, meinen Abschlag in Gegenwart von Blume selbst zu geben, namentlich, weil ich ihm doch erlaubt hatte, mit Dunkel zu reden.

Ich fand zu meinem unbeschreiblichen Aerger Dunkel und Blume damit beschäftigt, zu frühstücken, und sie zeigten vortrefflichen Appetit.

Essen, wenn man da ist, um Herz und Hand einer Jungfrau zu begehren! Essen, bevor man sein Geschick weiß! Essen, während das Herz von Qualen und Ungewißheit gefoltet ist!

Wenn irgend ein Fünkchen meiner Illusionen noch zurückgeblieben wäre, so genögte dieser Anblick nun ganz und gar, um es zu ersticken.

Bei meinem Eintritt erhob Blume sich sofort vom Tische, wuschte sich den Mund ab und kam wie ein Bauer auf mich zugeschlenkert. Um das Maß voll zu machen, trug er ein schwarzes Halstuch und einen kurzen, gespreitelten Sommerrod. Nicht einmal sich schicklich anzukleiden, hielt er für nöthig, wenn er um meine Hand anhielt!

Das war zu viel. Mein Gruf fiel sehr steif und abgemessen aus; ich warf den Kopf stolz zurück und nahm eine möglichst beleidigte und schnippische Miene an.

„Viola, bitte die Mutter, sie möchte doch hierher kommen und möchte auch eine Flasche Portwein mitbringen, damit wir ein Glas darauf leeren,“ sagte Dunkel und nickte Blume zu, welcher dabei sehr fade und selbstzufrieden dreinschaute.

Was für ein eingebildeter Narr! dachte ich und beilte mich die Tante herbeizurufen. Er sieht die Sache schon als abgemacht an, und so auch der Dunkel. Das ist aber doch zu unverschäm! Was berechtigt Herrn Blume zu dieser Sicherheit? Ganz und gar Nichts, meinte ich, vergaß aber dabei vollständig, wie ich mich für ihn interessirte und wie viele tausende kleine Vorzüge ich ihm vor Anderen hatte angedeihen lassen.

Als die Tante und ich wieder eintraten, war auch Regina im Zimmer. Die Herren hatten sich wieder an den Frühstückstisch gesetzt.

Der Präsentirteller mit dem Wein und den Gläsern wurde neben Dunkel hingestellt, und mit einer gewissen Feierlichkeit füllte er die Gläser.

Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Was sollte das Alles heißen? Beabsichtigte Dunkel auf das Wohl Blume's und des meinigen zu trinken, ohne mich vorher zu fragen, ob ich den Herrn Ingenieur haben wolle? Hatte der abscheuliche Mensch Dunkel gesagt, daß ich meine Einwilligung gegeben? Das wäre unerhört! Aber wer dagegen opponiren würde, war ich!

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

XIII.

Unter allen Erzeugnissen der Keramik, das heißt unter allen Zierstücken und Geschirren, welche vermittelt Formens und Brennens aus erdigen Materialien bereitet werden, nimmt das Porzellan durch Feinheit, Durchsichtigkeit und Härte die erste Stelle ein. Wie wir bereits bei Gelegenheit der Fayenceartikel bemerkten, ist dasselbe in China und Japan schon seit unvorordenklichen Zeiten, in Europa, wohin es von dorthier gebracht wurde, erst seit einigen Jahrhunderten bekannt. Als kostbarer Handelsartikel reizte es die europäische Industrie zur Nachahmung, doch wollte es dieser nicht gelingen, ein nur einigermaßen gleichwerthiges Fabrikat herzustellen. Zwar verfertigte man in Frankreich schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein unter dem Namen des weichen Porzellans bekanntes Product — eine künstliche Zusammenfügung aus Salpeter, Meersalz, Alaun, Soda, Gips, Sand, Kreide und Mergel — das zwar das Aussehen des echten Porzellans hat, in Beziehung auf Dichtigkeit und Härte aber weit hinter demselben zurückbleibt und nur zu Zier-, nicht aber zu Gebrauchsgegenständen verwendbar ist. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckte Böttcher in Dresden die Zusammenfügung des Porzellans, und 1710 wurde die erste europäische Porzellanfabrik in Meissen gegründet, von wo die Fabrication sich bald nach andern Ländern verbreitete.

Das Porzellan besteht aus einer Erde, Kaolin genannt, mit einer Beimischung von Quarz und Feldspath; es unterscheidet sich von allen übrigen Thonwaren dadurch, daß seine Masse im Feuer bis auf einen gewissen Grad in Fluß geräth und in Folge dessen durchsichtig wird. Das beste Fayence bleibt im Bruch rauh und erdig, während die Bruchfläche des Porzellans sich immer glatt und glasig erweist; wie denn auch dieser Stoff als ein Mittelglied zwischen Thon und Glas zu betrachten ist.

Obwohl jedoch das harte Porzellan sich durch Reinheit,

Glanz und Härte der Glasur vor allen andern Töpferwaaren auszeichnet, so ist es, eben in Folge dieser Vorzüge, einem andern Uebelstand unterworfen, den auch die vortreffliche Behandlung der Decoration nicht ganz zu beseitigen vermag. Da nämlich der hohe Hitze, dem es beim Brennen ausgesetzt werden muß, die Farben zerstört, so wird die Bemalung auf dem fertigen Geschirr vorgenommen und nur im leichten Feuer eingebrannt. In Folge dessen verbindet sich die Decoration nur oberflächlich mit der Glasur, welche nicht mehr in Fluß kommt, zeigt immer ein gewisses Relief und eine Trocken-

wahren Charakter gegeben zu haben. Die dort beschäftigten Künstler begriffen mit richtigem Gefühl, daß ein Porzellan geschirr keine Leinwand ist, vielmehr einer skizzirten, leichten, ornamentalen Malerei bedarf, wenn es den Werth des Materials und die Eigenthümlichkeit der Gattung zur Geltung bringen soll.

Das Bestreben, eine schöne keramische Verzierung herzustellen, ist denn auch die Ursache, daß in Frankreich das weiche Porzellan, neben dem harten, noch immer zu einzelnen Vorzügen gegenständlichen verwendet wird. Sehr porös und mit einem leichtflüssigen Ueberzug versehen, läßt es eine gewisse Vereinigung und Durchdringung von Malerei, Glasur und Masse zu, durch welche die Farben einen volleren Werth, und die Töne eine größere Tiefe und Durchsichtigkeit erhalten. Freilich wird seine weichere Glasur vom Stahle geritzt.

Das harte französische Porzellan dagegen besitzt, abgesehen vom Geschmack seiner Decoration, eine Festigkeit und Widerstandskraft gegen Temperaturveränderungen, eine Weiße und Durchsichtigkeit des Materials, sowie eine dem Stahl trodende Härte der Glasur, wodurch es wohl die Fabrikate aller andern Länder übertrifft. Auch schwindet seine Masse beträchtlich im Feuer, was eine entsprechende Dichtigkeit, aber auch eine größere Schwierigkeit im Brennen zur Folge hat. Im Ganzen jedoch war das französische Porzellan auf der vorjährigen Ausstellung ziemlich schwach vertreten; denn außer einigen Einfendungen von Rouffean in Paris und einer Anzahl älterer Schaustücke von Sevres hatte die eigentlich künstlerische Arbeit nicht viel aufzuweisen. Die Staatsmanufaktur hatte, wegen Desorganisation ihrer Werkstätten während des Kriegs, keine Zeit, bedeutendere neue Arbeiten auszuführen. Wir beschränkten uns daher in Frankreich auf das Fayence und holten unsere Porzellan-Illustrationen vorzugsweise in England, das in dieser Gattung, hauptsächlich durch die schöne und großartige Ausstellung Minton's, die erste Stelle behauptet.

Freilich machen sich die Engländer auch bequemer, als die Franzosen; sie halten den Unterschied zwischen den beiden Materialien, der in Frankreich streng durchgeführt wird, nicht fest: ihre Masse ist vielmehr ein Gemisch von weichem und hartem Porzellan, von Porzellan und Fayence; namentlich spielt das Knochenmehl, als Beimischung zur Erde, und Blei und Borax, als Stoffe für die Glasur — statt Kalk und Feldspath — keine geringe Rolle bei ihrer Fabrication. Außerdem verdanken sie den künstlerischen Geschmack ihrer Decoration ihren Nachbarn jenseits des Canals, bei welchen sie in diesem, wie in andern Zweigen der Kunstindustrie in die Schule gegangen sind. Ueberall machen sich nicht nur französische Vorbilder bei den Entwürfen, sondern auch französische Hände bei der Ausführung bemerklich. Aber gleichviel! ihre großartigen Anstrengungen haben Früchte getragen, und sie sind es hauptsächlich die den Augen der Ausstellungen in Beziehung auf technischen und artistischen Fortschritt sich anzueignen mußten. Leider kann man nicht dasselbe von Deutschland sagen, dessen Kunstindustrie nicht nur allen übrigen Culturländern in auffallender Weise nachsteht, sondern selbst den Teppichen der Morgenländer, den Porzellan- und Emailarbeiten der Japanesen, den Webereien, Stickerien und Goldarbeiten der Russen und den Tauschirarbeiten der Spanier nichts Kunstgewerbliches von gleichem ästhetischem Werthe gegenüberzustellen hat. Manche Producte der deutschen Abtheilung waren ohne Zweifel von hervorragender commercieller Bedeutung; aber das Kunstgewerbe ist die Seele der Industrie, weil es den Werth der Materie durch den Werth der Arbeit auf ein Minimum reducirt und in Folge dessen nicht nur den höchsten Ertrag, sondern auch die größte Unabhängigkeit von den örtlichen Bedingungen der Production zu erlangen weiß.

Uebrigens fangen die Engländer an, bei einzelnen aus dem französischen Impuls hervorgegangenen Producten eine gewisse Eigenthümlichkeit zu entwickeln, und namentlich lieg sich dies vom größten Theil der Minton'schen Porzellanwaaren sagen. Die Decoration dieser Fabrikate hatte größtentheils jene skizzirte Frische und maßvolle Selbstbeschränkung, welche an die guten Seiten der Fayencebemalung erinnert. So die beiden Tellerverzierungen (Abb. Nr. 1 und 2) — Wasser und Feuer — ein kleines Mädchen unter einem Schirm, das bei heftigem Regen etwas ängstlich über einen Baumstamm schreitet, und ein kleiner Pompiere, der verwegend auf einem Kamin steht und furchtlos den Wasserstrahl in die ringsum züngelnde Flamme schleudert. Die Figuren — kräftige Umrisse mit lichten Farbönen und leichter Formgebung ausgefüllt — haben echt decorativen Charakter. Dasselbe gilt von dem Teller mit dem Kinde, das einen Fächer hält (Abb. Nr. 3). Die Figur, mit kräftigen blauen Contouren gezeichnet, sieht weiß auf dem dunkelblauen Felde des Tellers; das umgebende Gezeig ist hellblau und schwach erhaben; der Rankenkranz und die gestelchartige Bordverzierung stehen mittelblau auf dem weißen Grunde des Randes.

Neben andern Gegenständen hat Minton auch eine Anzahl Decorationen aufs vortrefflichste in einer eigenthümlichen Technik ausgeführt, die von Sevres stammt, und Auftrag von Masse auf Masse (application de pâte sur pâte) oder auch Malerei mit Schlicker, das heißt mit Porzellanschlamm (peinture en barbotine), genannt wird. Es ist dies eine Pinselarbeit, die, mit flüssiger Porzellanmasse statt mit Farbe aufgetragen, gemalt und modellirt zugleich erscheint. Die dünneren Partien des Auftrags lassen nämlich den dunklen Untergrund durch die durchsichtige Weiße des Reliefs schimmern und verbinden so die Tonabstufungen monochromer Malerei mit der körperhaften Formgebung des Vasreliefs. Dieses Verfahren liegt ganz im teigartigen Wesen der Tonarbeit, sowie im decorativen Charakter des Porzellans und ist daher von ausgezeichneter Wirkung. Als Probe der Gattung ist der Teller mit antiker Composition (Abb. Nr. 4) — eine weibliche Figur, die einen Amor flattern läßt — zu betrachten. Die Doppelwirkung kann natürlich im Holzschnitt nicht wiedergegeben werden, welcher die Feinheit der Ausführung nur einigermaßen anzudeuten vermag. Der Grund ist tiefbraun; die weiße Figur umgibt ein strahlenförmiger Kreis von feinem



Abb. Nr. 1. Tellerdecoration in natürlicher Größe, von Minton in London.

heit, die man in früherer Zeit durch die kleinlichste Detailausführung wieder gut zu machen suchte. So entstand jene Miniaturmalerei auf Porzellan in dem bekannten Pfeifenlopfstil, jene Copien nach Staffeleibildern mit Nachahmung einer fremden Technik und Ausführung, wie sie dem Charakter des Materials keineswegs entsprechen. Noch immer sieht man, namentlich auf Fabrikaten von Meissen, Berlin, Petersburg, Kopenhagen etc., diese geschmacklosen Bemalungen, die zum Gefäß in gar keiner Beziehung stehen, mit ihren dunkeln Hintergründen gleichsam ein schwarzes Loch in die Form machen und aussehen wie aufgeklebte Bilder, die ebensogut an einer Wand hängen oder ein Album zieren könnten.



Abb. Nr. 2. Tellerverzierung in natürlicher Größe, von Minton in London.

Die Undurchsichtigkeit der Töne muß bei der Porzellanmalerei allerdings durch eine etwas feinere und vielfältigere Nuancirung ausgeglichen werden, aber nicht zum Behuf einer geleckten Ausführung, sondern im Sinne einer frischen und freien decorativen Wirkung. Der französischen Porzellanindustrie, und namentlich der Manufaktur von Sevres, gebührt das Verdienst, der Ausschmückung des Porzellans ihren

Goldlinien; der Rand ist grünlich mit mittelblauen Rosetten, und der äußerste Ring, von der schwärzlichen Farbe des Mittelgrundes, gleichfalls mit einer strahlenförmigen Goldverzierung geschmückt.

Auch in figürlichen Arbeiten brachte Minton mancherlei hübsche Gegenstände, unter anderen einen Kandelaber und eine Vase mit tragenden Figuren (Abb. Nr. 5 und 6). Die Farbe derselben ist elfenbeinweiß in celadongrünen Gewändern mit goldenen Sternchen. Die ornamentalen Theile sind gleichfalls weiß, grün und Gold. Aus dem Reichthum der vielen schönen Gefäße geben wir noch eine cylinderförmige Vase



Abb. Nr. 11. Vase in antiker Form aus der Fabrik von Meissen.



Abb. Nr. 3. Teller, Blau und Weiß, von Minton in London.

und 10), von origineller Composition und Decoration. Rumpf und Fuß der Gefäße sind blau, bei der Vase mit stilisirten Lotusblumen in Gold; Hals und Sphinge sind silbergrau, letztere mit goldenen Flügeln; die Figuren und die Lotusranken heben sich in bunten Farben vom silbergrauen Grunde.

Um an Deutschland nicht ganz vorbeizugehen, geben wir schließlich zwei Vasen in antiker Stil (Abb. Nr. 11 und 12) aus der Manufactur von Meissen. Diese älteste Porzellanfabrik in Europa reproducirt das Geschmökkel ihrer alten Rococomuster aus dem vo-



Abb. Nr. 12. Vase in antiker Form aus der Fabrik von Meissen.

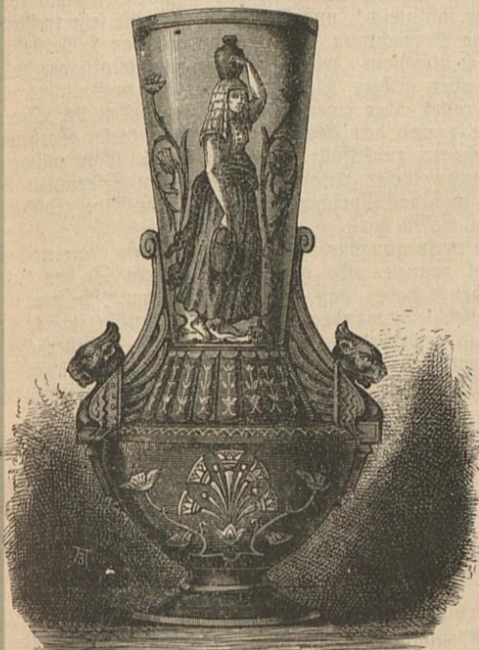


Abb. Nr. 10. Vase, von Fischer und Mieg in Karlsbad.

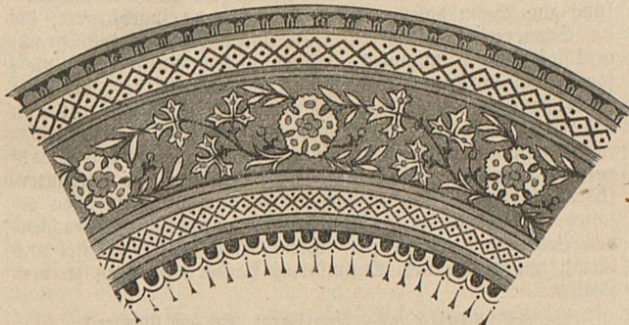


Abb. Nr. 8. Decoration eines Tellerrandes, von Fischer und Mieg in Karlsbad.



Abb. Nr. 7. Gefäß mit Emailbemalung in persischem Stil, von Minton in London.

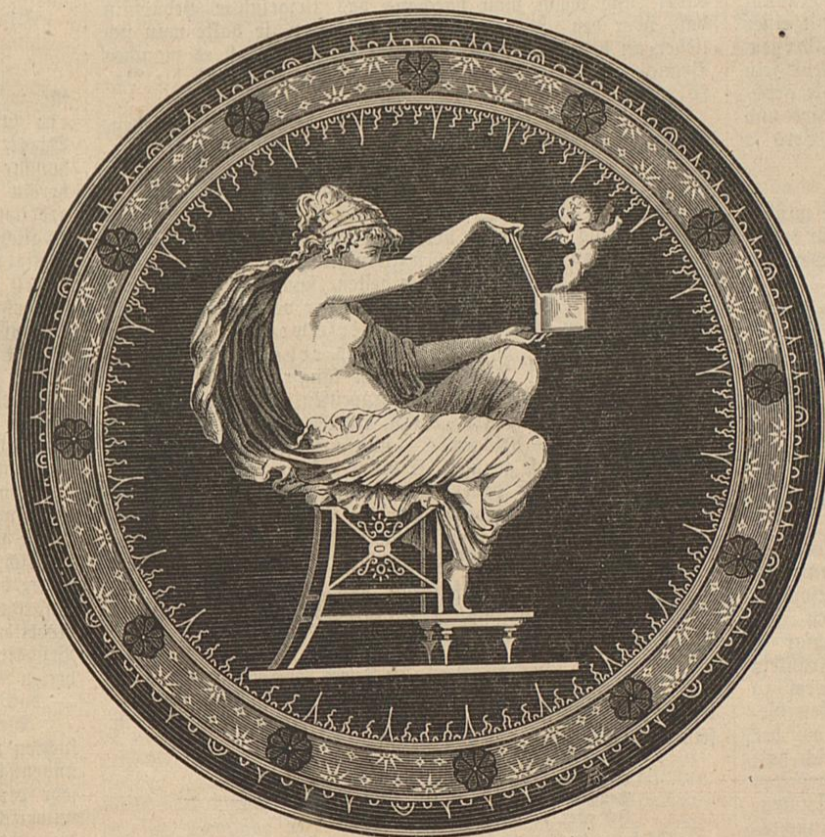


Abb. Nr. 4. Teller mit Reliefbemalung, von Minton in London.



Abb. Nr. 5. Armleuchter mit Figur, von Minton in London.



Abb. Nr. 6. Vase mit Figur, von Minton in London.

(Abb. Nr. 7) persischen Stils von glänzender Emailbemalung in verschiedenen Farben, mit Gold eingefast. Der Grund ist ein lebhaftes Türkisblau; die Rund- und Flachstäbe, welche den Vasenkörper abschließen, sind golden mit schwarzen Verzierungen.

In der österreichischen Abtheilung zeichnete sich die Ausstellung von Fischer und Mieg in Karlsbad durch schön decorirte Services und Teller, sowie durch das Bestreben aus, größere Stücke, als namentlich Vasen und Schalen, mit artistischen, decorativ behandelten Malereien zu schmücken. Unsere Abbildungen geben hiervon, neben der geschmackvollen Verzierung eines Tellerrandes (Abb. Nr. 8), ein Kühlgefäß mit feinen Vasen in egyptischem Stil (Abb. Nr. 9



Abb. Nr. 9. Kühlgefäß in egyptischem Stil, von Fischer und Mieg in Karlsbad.

rigen Jahrhundert mit einer Beharrlichkeit, die eines bessern Zieles werth wäre. Allerdings läßt sich vom Standpunkte des Ertrags nichts hiergegen einwenden, da diese Waare den reichendsten Absatz findet. Doch hat Meissen sich in letzter Zeit auch in der entgegengesetzten Richtung versucht und Vasen in antiker Form, blau in Blau (bleu royal), mit weiß und Gold verziert, auf den Markt gebracht. Diese sind zwar nichts Neues, aber schön in den Verhältnissen, harmonisch in der Decoration und von tüchtiger Arbeit.

Ein Rundgang im deutschen Citirgarten.

Von Oscar Blumenthal.

Daß nirgendwo so viel citirt wird, als in Deutschland, ist eine unbefruchtete Beobachtung. Ein flüchtiger Blick in Georg Büchmann's Sammlung der „geflogelten Worte“ beweist zur Genüge, daß der Effectivbestand unserer landesüblichen Lieblingscitate bereits bis zu einem ehrfurchtgebietenden Fond angewachsen ist. Man hat häufig auch diesen Citatenschatz den bekannten „unveräußerlichen Besitzthümern“ der Nation beigezählt. Man hat unsern durchschnittlichen Bildungsgrad mit Lob betrüffelt, weil wir einen so wohlgefüllten Marfall von Parade-Aussprüchen besitzen, die allezeit zum Vorreiten gestattet stehen; und eine seit längerer Zeit nicht mehr ganz unbekanntes Phrasen über außerordentliches „Aneignungsvermögen“ erscholl oft zur Freude Derer; die ihre paar Gedanken wohl noch in Citatenform aus allen Herren Ländern zusammenbitteln müssen. Ich gestehe, daß mir diese unsere überlegene Fertigkeit auf dem Gebiet der internationalen Gedankenankleihen eigentlich nicht sonderlich imponirt hat. Ich habe mich niemals des Argwohns erwehren können, daß wir unser famoseres Aneignungsvermögen vielleicht nur dem Mangel an eigenem Vermögen verdanken dürften! Und sicherlich wird mir die liebenswürdige Leserin in manchen Punkten beipflichten, wenn ich hier einmal sans-gêne Manches ausschütte, was ich so gegen unseren tiefinnerlichen Citatendrang auf dem Herzen habe.

Bei den Meisten entspringt das urkräftige Behagen am Citiren lediglich dem eigenthümlich deutschen Stammesbedürfnis, sich, wo es irgend möglich ist, einem geehrten Vordem anzuschließen. Den Muth, mit einer selbstständigen Meinung auf den Kriegsschauplatz der täglichen Discussion zu erscheinen, haben nur Wenige; aber fehsüchtig und mit allem Nachdruck in die Fußstapfen eines Anderen einzutreten, zumal wenn dieser Andere ein Junstgenosse der Unsterblichen ist, darin besitzen Viele eine ganz erstaunliche Behendigkeit und Entschlossenheit. Wie das Insekt im Bernstein, so haften gewisse im Citat gleichsam fossil gewordene Gelegenheitsäußerungen ausleerener Geister im Gedächtnis der Menge. Citate sind für die Lebensanschauung Vieler die unerlöschlichen Grund-Beiten, die jedem dialectischen Ansturm, allem reformatorischen Besserwissen, der kräftigsten Beredsamkeit Trotz bieten und desto klarer ihre plumpe Unbeweglichkeit beweisen, je ungeduldiger du an ihnen rüttelst. Was helfen dir deine Vernunftgründe? Ich schmettere dir mit der ganzen mir zu Gebote stehenden Lungenkraft ein Citat entgegen, und du bist besiegt, denn du kannst doch unmöglich geschiedter sein wollen, als Schiller oder Lessing!

Auf diese Weise benutzt so Mancher die in seinem Gedächtnischauplatz aufgeschichteten Sentenzen als ein bequemeres und stets anwendbares Gedanken-Surrogat. Denn einen Zweifel an der Unfehlbarkeit des „geflogelten“ Ausspruchs, ein Bedenken gegen die Berechtigung des Autoritäten-Gögendienstes — welcher wohlaffectionirte Indogermane dürfte sich dergleichen wohl erlauben? Und übrigens haben sich auch die Citatenjäger vom gewöhnlichen Schlag Lieblings-sentenzen auszuheben, deren platte Selbstverständlichkeit ebenso unanfechtbar ist, wie etwa die von den Mathematikern mit einer gewissen Uebereinstimmung geäußerte Ansicht, daß zwei Größen, die einer dritten gleich sind, auch unter einander gleich sein müssen! Es ist merkwürdig, aber wahr, daß gerade die größten Trivialitäten mit unverwundlichem Feuereifer citirt und wieder citirt werden. Aus dem Macbeth wird kein Vers so häufig angeführt, wie der Ausspruch:

„Gesch'ne Dinge sind nicht mehr zu ändern!“

eine Wahrheit, die bereits ein weiser Semit nicht minder schlagend in das Dicitum zusammengefaßt hat: „Für's Geweise gibt der Jude Nichts!“ — Hamlet's nicht eben dankenvolles oder vielsagendes Wort:

„Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich Eure Schulweisheit Nichts träumen läßt, Horatio!“

ist als Citat haften geblieben, während die von einem wirklich dämonischen Tiefinn zeugenden Betrachtungen des Dänenprinzen über Welt und Leben für den Citatenschatz Nichts abgeworfen haben.

So ließen sich noch viele unvergängliche Weisheitsworte von ähnlichem Schlage anföhren — Gedanken-Blitze, die kaum blenden, geschweige denn erwärmen können, aber doch merkwürdig eingeschlagen haben.

Doch ist diese Spielart der epidemischen Citatkrankheit immer noch eine gewissermaßen harmlose: Wenn es nun einmal dem Fräulein X. oder dem Herrn Y. eine besondere Herzensfreude und Genugthuung bereitet, Wahrheiten, wie die oben angeführten, durch klassische Zeugen beglaubigt zu finden, so liegt in der That keine Veranlassung vor, Fräulein X. und besagten Herrn Y. in dieser Privatliebhaberei zu stören. Ungleich schlimmer ist es, wenn in dem zähen Gedächtnis der Nationen sich Aussprüche festwurzeln, die der fühlen und unbefangenen logischen Prüfung nicht Stich halten und sich genau betrachtet als schielende Halbwahrheiten darstellen. Solche Halbwahrheiten aber bietet unser Citatenschatz die schwere Menge. Und in der That, kein Einsichtsvoller mag darüber erkaunen. Ist doch selbst auf den einfachsten Begriffsgebieten Nichts schwieriger, als die Formulirung eines wirklich unanfechtbaren, das heißt gedanklich lückenlosen, allgemeinen Ausspruchs! Eine Reihe von verwirrend herandrängenden Einzelbeobachtungen mit logischer Herrscher-gewalt zu einem correcten Gesamturtheil zu vereinigen und jodann dies Urtheil in eine knappe, gemeinschaftliche und den Gedanken erschöpfende Sentenz zuzuspitzen — das ist selbst für die besten Köpfe eine dornenwolle Aufgabe und gelingt eben nicht allzu häufig. Wie viel weniger ist zu erwarten, daß man in den zahllosen landläufigen Kern-Citaten, die zum meist noch obenein ihrem natürlichen originalgetreuen Zusammenhang entrisen sind, immer wirklich gesunde, kräftig gebaute Geistesfinder vor sich hat. Aber als Citat — und das ist ja das Beklagenswerthe — wandert auch die Halbwahrheit weiter und weiter, wie eine falsche Münze von Hand zu Hand wandert. Die so plausiblen, mundgerechten, leichtflüssigen Aussprüche werden, weil man sie oft hört, schließlich zu Glaubensartikeln und stellen sich geradezu hemmend und abwehrend dem freien gedanklichen Wachsthum entgegen. Hier beginnt die gemeinlichliche Wirksamkeit des Citatenglau-

bens. Und ich möchte daher meine unmaßgebliche Ansicht dahin geäußert haben, daß eine gewissenhafte Revision unseres Sentenzenvorraths eine Hauptaufgabe der geistigen Pädagogik ist, und daß allmählig die Errichtung einer literarischen Alters-versorgungsanstalt für hinfällig gewordene Sprichwörter und sprichwortähnliche Gemeinplätze ein unabweisbares Zeitbedürfnis geworden ist. Man gestatte mir, nur wenige solcher für das Siedenhaus reifen Citatengreife hier vorzustellen.

Wie oft ist es mir zum Beispiel widerfahren, wenn ich mit aller Heißblütigkeit und dem jugendlichen Pathos eines Marquis Posa für irgend eine Neuerung plaidirt habe — wie oft geschah es mir dann, daß mir irgend ein ergrauter Pffifficus zur Antwort gab: „Das ist Alles recht hübsch, Verehrtester! Aber Sie vergessen bloß das Eine“ — und die nun folgenden Worte wurden gewöhnlich mit dem bekannten gelehrten Blick über die Brille begleitet — „Sie vergessen:

Usus est tyrannus!

Der Brauch ist der Herrscher der Welt!“

Dieses uns bis zum Ueberdruß vorgekaute Dicitum ist Nichts mehr und Nichts weniger, als eine Vertheidigung des Schlandrians auf allen Gebieten und könnte am besten, wenn man ein Gegencitat anwenden will, durch das Motto der Schiller'schen Räuber:

„In tyrannos!

Auf, stürzt die Tyrannen!“

beantwortet werden. Der „Bazar“, der sich die Pflege der Mode angelegen sein läßt — der Mode, die alle Jahre wechselt — wird gewiß am wenigsten für die Ehrwürdigkeit des „Brauches“ eine Lanze einlegen wollen — denn welchen Respect soll man vor einem „Tyrannen“ haben, der so leicht von seines Gleichen depossidirt werden kann?! — Am häufigsten wird übrigens der unselige Satz, der als Schild- und Wappenspruch des altadeligen Geschlechts der Gewohnheitsmenschen überall in hohem Ansehen steht, in Bezug auf sprachliche Fragen angewandt. Und doch ist er auf diesem Gebiete genau ebenso unberechtigt, wie auf jedem andern. Der einigermaßen feinhörige Beobachter des gegenwärtigen Schriftthums wird mir einwendungslos zugestehen, daß sich unsere so edle deutsche Sprache in einem Stadium des Verfalls befindet. Aller Grammatik und Sprachgeschichtlichen Entwicklung zum Hohn haben sich Verlotterungen eingebürgert, die das Schmerzliche erwarten lassen, und das allgemeine Sprachgefühl ist ein so stumpfes, daß in diesem Punkt selbst viele sonst hochgebildete geworden sind wie die Kinder, die nicht unterscheiden können, was gut und schlecht. Wenn uns nun bei jeder Bemühung, das einzig Richtige und sprachgeschichtlich Begründete wieder einzuföhren, ein „Usus est tyrannus!“ entgegenposaunt wird, so möchte ich mir nur die allerunterthänigste Frage erlauben, welche Möglichkeit dann offen gelassen ist, um der von Tag zu Tag bedrohlicher anwachsenden Verderbnis ein Ziel zu setzen? Und welches Mittel uns bleibt, um wieder dem Mahnspruch Herder's Geltung zu verschaffen:

Rede deutsch, o du Deutscher! Sei kein Künstler

In Ueberden und Sitten. Deine Worte

Sein wie Thaten — wie unerschütterliche

Felsen der Wahrheit!

Man befreie sich also von dem so abgenutzten lateinischen Citat, und wenn man durchaus das tiefgefühlte Bedürfnis hat, über den „Brauch“ Etwas zu citiren, so halte man sich lieber an den trefflichen Ausspruch Hamlet's, daß es manchen Brauch gibt, „von dem der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung!“

Eine zweite lateinische Lieblings-sentenz, die mich ebenfalls von jeher entseztlich geärgert hat, ist die folgende:

„De mortuis nil nisi bene!

Von den Todten soll man nur Gutes sprechen!“

Wenn dieser Satz wirklich eine Berechtigung hätte, wenn Jemand bloß zu sterben brauchte, um des Lobes der Nachwelt gewiß zu sein, so würden geschichtliche Kritik und Literaturwissenschaft offenbar auch am besten thun, sich — begraben zu lassen! Die Pietät kann von uns nur verlangen, daß wir an dem frischen Grabe den Tadel verschweigen — sie kann aber nicht fordern, daß wir das Lob erheucheln. Und so hat denn auch der Ausspruch schon längst den Widerspruch der Denkenden sehr lebhaft hervorgerufen. Arthur Schopenhauer zum Beispiel fragt: „Wozu, um die Todten zu ehren, die Lebenden — belügen?“ — und ein französisches Sprichwort meint satirisch genug: „Il ment comme une épitaphe!“ Wenn es aber noch dabei sein Bewenden hätte, daß unsere liebenswürdigen Nekrologschreiber die Gestorbenen zu gut behandeln! Gewöhnlich aber ist die nächste Folge davon, daß die in frischer Kraft noch blühenden Lebendigen zu schlecht behandelt werden. Schon Heine zog aus dem Satz: „De mortuis nil nisi bene!“ die boshafte Folgerung: „Man soll von den Lebenden nur Schlechtes reden!“ Lessing aber ruft aus:

„Du lobst nur Todte, Bax? Um Deines Lobes wegen hab' ich blutwenig Lust, mich schon in's Grab zu legen!“

Und Ernst Eckstein macht dieselbe Beobachtung, wenn er in seiner vortrefflichen „Venus Urania“ senzt:

„Auch Schiller darf das Stärkste sich erlauben...

Und feiernd senkt der Tadler sein Geschloß...

Denn längst schon starb der größte aller Schwaben,

Ich aber, leider! bin noch nicht begraben!“

Diese aus Geradewohl angeführten Zeugnisse werden zur Genüge beweisen, wie oft das Dicitum angefochten wurde. Und doch gelang es noch nicht ihm seine Citatkraft zu entringen. Gern würde ich, der eignen Lehre des Satzes gemäß, ihm nur Gutes nachsagen, wenn man sich endlich entschließen könnte, ihn wirklich — zu den Todten zu werfen! —

Unser wackerer, männlich-herber G. A. Bürger, dem Nichts ferner lag als eine Vertheidigung der zartnervigen Empfindlichkeit, hat unabsehtlich ein großes Unheil mit seinem Epigramm angerichtet:

Wenn dich die Lästzunge sticht,

So laß dir dies zum Troste sagen:

Es sind die schlechtesten Früchte nicht,

Woran die Wespen nagen!

Wer jemals die qualvolle Pflicht gehabt hat, eine tadelnde Kritik zu schreiben, wird die Erfahrung gemacht haben, daß die von Bürger so handlich und kunstfertig geschmiedete epigrammatische Waffe ein zweischneidiges Messer ist: Jeder Getadelte glaubt nun aus der bloßen Thatfache, daß an ihm eine „Wespe“ nagt, die beruhigende Folgerung ziehen zu können, daß er nicht zu den „schlechtesten Früchten“ gehört. Denn das ist ja selbstverständlich, daß jeder tadelnde Kritiker eine

„Lästzunge“ ist, und obenein hat es ja Fräulein C. Ziegler in Wien von der Bühne herab verkündigt. Man würdig ist dabei nur das Eine, wie Diejenigen, die eine souveräne Verachtung der Kritik zur Schau tragen, eine außerordentliche Hochachtung vor ihrer Selbstkritik haben. Kurz, auch die Bürger'schen Verse gehören nachgerade ins Siedenhaus! Sie sind nicht mehr — gesund.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem an sich treffenden Satz:

„Das Bessere ist der Feind des Guten!“

Unter Berufung auf diesen Ausspruch glauben nämlich Viele aus jedem Vorschlag zum Besserem die Bemerkung herauszuhören, daß das, was sie wirklich leisten, „das Gute“ ist — während es sich doch in den meisten Fällen nicht um das Bessere im Gegensatz zum Guten, sondern um das Gute im Gegensatz zum Schlechten handelt:

Sie übersehen in stolzem Muth

Die wahren Gattungen: Schlecht und gut!

sagt Grillparzer, und trifft damit den Kern.

Durch das scheinbar sehr harmlose und ehrenfeste Sprichwort:

„Ehre, dem Ehre gebührt!“

glaubt sich jeder Pfahlbürger autorisirt, allen weit über ihm Stehenden den Zoll seiner Anerkennung widmen zu dürfen. Gerade bevorzugten Genien aber werden diese Lobjudtsäußerungen des geistigen Plebejergeschlechts peinvoll und überdreißlich erscheinen. Und Viele haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. So sagt Lenau:

Wer Andere loben will, muß selber löblich sein.

Schnst kommt das Loben leicht mit Schanden überein!

Lessing bemerkt bitter genug:

Du schmäht mich hinterriids? das soll mich wenig kränken.

Du lobst mich in's Gesicht? das will ich dir gedanken!

Goethe spricht die Meinung aus: „Wen Jemand lobt, dem stellt er sich gleich“, und Grabe machte die sehr treffende psychologische Beobachtung, daß Einer, der den Höherstehenden lobt, sich gleichsam „wie ein Napoleon“ dünkt, der zwar nur in einfacher grüner Kleidung mit Obristen-Capuletts die Fronte reitet, aber einem General den Orden der Ehrenlegion ertheilt, und den Glanz, welcher von dieser Beehrung des Untergebenen zurückfällt, selbst einfaugt! Eine aufmerksame Beachtung dieser Aussprüche wird den Leserrinnen beweisen, daß auch das Sprichwort: „Ehre, dem Ehre gebührt!“ seinen argen Haken hat!

Anderer versorgungsbefürdigte Citate könnte man noch in großer Zahl nennen. Es genügt mir, wenn ich den Leser davon überzeugt habe, daß durch die unermüdlich von Geschlecht zu Geschlecht wandernden Aussprüche nicht immer der Bildungsgrad gefördert, sondern oft nur die Philisterrichtigkeit und Denträgheit weitergeföhrt wird. Und damit ich denn für heute unser Rundgang im deutschen Citirgarten beendet!

Ueber den methodischen Handarbeitsunterricht in der Mädchenschule.

Von Luise Büchner.

Zm Herbst 1867 wurde in Darmstadt eine Verkaufsstelle für weibliche Handarbeit durch den dortigen Alice-Bazar eröffnet. Die Besonderheit einer solchen Anstalt erhobste auch besondere Anstrengungen; man stellte von vorn herein den Grundfah auf, nur ganz pünktlich und nett gearbeitete Gegenstände anzunehmen, die dann auch wiederum möglichst gut belohnt werden sollten, und suchte in solcher Weise mit dem Schutz der Arbeit auch die Erziehung zur Arbeit zu verbinden und zu fördern. Auf die Art des Gegenstandes kam es dabei nicht an, sondern lediglich auf seine Beschaffenheit, und so darf man denn auch heute sagen, daß der Alice-Bazar nach siebenjährigem Bestehen eine Mutteranstalt für diejenigen Arbeiten geworden ist, welche sich dort als verkäufliche Artikel eingebürgert haben, und daß das Publicum genau weiß, wohin es sich zu wenden hat, wenn es first-rate-Arbeit — man verzeihe uns den englischen Ausdruck — sucht.

Nur durch eine ununterbrochene und höchst sorgfältige Prüfung der freiwillig eingelieferten oder bestellten Gegenstände von Seiten der weiblichen Prüfungscommission war es möglich, dieses Resultat zu erzielen. Dabei mußte sich aber leider bald den damit beschäftigten Damen die Wahrnehmung aufdrängen, wie schlecht und unpünktlich oft die alltäglichen Arbeiten ausgeführt wurden, während doch Alle, die hier Beschäftigung suchten, es um des Lohnes willen thaten. Arbeiten wollen, Arbeiten sollen — und Nichtarbeiten können — das ist ein trauriges Wort!

Weil man aber Keinen ungehört verdammen soll, so suchten wir vor allen Dingen die Ursache, das Warum dieses ungenügenden Arbeitens zu enträthseln, und dies führte uns sehr direct auf den in der Regel höchst mangelhaften Schulunterricht in den weiblichen Handarbeiten. Aus Gründen, die nicht hierher gehören, hatte man sich in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren daran gewöhnt, das Gebiet der weiblichen Handarbeit als etwas durchaus untergeordnetes zu betrachten, als eine Sache, die sich bei jedem Mädchen von selbst vertheile, und ging man auch nicht gerade so weit, die Idee des Strickens und Nähens als eine dem ewig Weiblichen von Erschaffung der Welt ab angeborne zu betrachten, so war man doch sehr überzeugt, dies erlerne sich im Hause eben so sicher und leicht, als das Sehen und Sprechen. Die größte Vernachlässigung machte sich innerhalb der protestantischen Volksschule geltend, wo, außer bei wohlhabenden Gemeinden, welche besondere, von der Schule unabhängige Handarbeitschulen gründeten, Niemand daran dachte, den weiblichen Theil der Bevölkerung in Dingen zu unterrichten, die doch die erste Grundfrage nicht allein jeder gewerblichen Thätigkeit der Frauen, sondern auch des Wohlergehens, des Wohlstandes innerhalb des Hauses und der Familie bilden. Die Mütter, von denen man voraussetzte und vielfach noch voraussetzt, sie würden die Töchter in diesen Geschichtlichen unterrichten, verstehen sie naturgemäß selbst nicht, denn Niemand hat sie darüber belehrt, oder nur so schlecht, daß die Töchter noch erbärmlicher arbeiten, als die mütterliche Lehrerin. Zu der pädagogischen Unterlassungsünde,

die wir hier kurz angedeutet, gefellte sich dann noch mannich-
fach die Vorstellung, daß die Erfindung der Näh- und Strick-
maschine im Verein mit den zahlreichen Producten der Spinnere-
rei und Weberei die Handarbeit ganz überflüssig mache,
und die Beschäftigung damit nur als Zeitverschwendung zu
betrachten sei.

Anstatt nun — mit dem steigenden Wunsch, dem weib-
lichen Geschlecht eine zweckmäßigere Ausbildung zu geben, es
im weiteren Sinne des Wortes erwerbsfähig zu machen —
die Disciplin des Handarbeitunterrichts in der Schule recht
stark zu betonen, anstatt sie an der wichtigsten Stelle, der
Volksschule, einzuführen und obligatorisch zu machen, wurde
sie selbst da, wo man ihre Pflege vorgehen hatte, immer
mehr in den Hintergrund gedrängt und in solch irrationaler
und unsystematischer Weise ertheilt, daß in der That den
Schülerinnen wenig Gewinn, den Lehrerinnen viel Ärger
und unnütze Arbeit erwuchs, so daß es nicht zu verwundern
war, wenn auch deren Eifer am Ende erkalte.

Die hier ganz kurz geschilderten Verhältnisse haben die
Thatfache zur Folge, daß selbst heute noch, nachdem man
sich doch gleichzeitig an vielen Orten endlich bemüht, dem
Uebelstand abzuhelfen, daß selbst heute noch die deutsche Volkss-
schule für Mädchen nur sehr vereinzelt den obligato-
rischen Handarbeitunterricht ertunget hat, dagegen in weiten
Strecken unseres Vaterlandes sowohl die Landmädchen wie
auch die Städterinnen der unteren Volksklassen keinerlei
Gelegenheit haben, einen der wichtigsten Zweige weiblichen
Wissens zu erlernen, es sei denn in Separatschulen, welche
entweder einzelne Persönlichkeiten oder Gemeinden errichtet
haben, und deren regelmäßiger Besuch gewöhnlich auch nur
von dem guten Wunsch und Willen der Eltern oder Schüle-
rinnen abhängt. Selbst im Herzen Deutschlands, in den
Rheinprovinzen, den hessischen Provinzen, in Thüringen u. s. w.
finden sich ganze Districte, wo die Mädchen und Frauen keinen
Strumpf zu stricken, noch weniger zu flicken verstehen, und
die Kunst der Nadel ihnen eben so fremd ist, als einem In-
dianermädchen die des Piano oder der Tapissierarbeit. *)
Uebrigens kann sich Jedermann — und Jedermann sollte
sich für eine so wichtige Sache, die wir geradezu als ein
Culturmoment bezeichnen, interessieren — leicht in seinem
Kreise davon überzeugen, daß wir nicht übertreiben, wenn
er nur über die eigene Thurmspitze hinaussieht und sich nicht
einbildet, wie dies so oft geschieht, weil gerade an seinem
Wohnort eine Handarbeitschule existirt, dies sei nun auch in
ganz Deutschland aller Orten der Fall. Behüte, noch lange
nicht, und dies wird auch nicht eher sein, als bis ein Reichs-
gesetz es befiehlt, daß jedes deutsche Mädchen ganz ebenso-
wohl die häuslichen Handarbeiten erlernen muß, wie das
Lesen und Schreiben. Man sagt so gern: eigentlich habe der
deutsche Schullehrer in dem französisch-deutschen Kriege siegt,
nun wohlan — hier handelt es sich auch darum, einen Sieg
zu erringen, einen Sieg der Cultur und der Humanität, denn
die „Frau“ tüchtig machen durch alle Schichten der Gesellschaft
hindurch, heißt das deutsche Haus, die deutsche Familie erst
ganz vollenden und ausbauen, wie denn auch die Tüchtigkeit
in der Handarbeit für sie zugleich die erste Grundlage jeder
weiteren gewerblichen oder künstlerischen Ausbildung bedeutet.

In durchgreifender Weise kann da nur die Schule helfen,
und daß man es in Preußen schon seit längerer Zeit so ansah,
mögen eine Reihe von Verordnungen beweisen, die in den
sechziger Jahren in verschiedenen Regierungskreisen, wie Königs-
berg, Bromberg, Oppeln, Köln, Coblenz u. a. D. erlassen
wurden. Wie unwillig man diese Verordnungen mitunter
aufnahm, erhellt aus der Beschwerde, die ein ostpreussischer
Schulmeister deshalb bei dem Abgeordnetenhaus erhob, welches
jedoch darüber zur Tagesordnung schritt (Siehe, Centralblatt
für Unterrichtsweisen in Preußen, Jahrgang 1861). Mit Bezug
auf diese Petition und den Kammerbeschuß verfügte am
18. März 1861 Minister von Bethmann-Hollweg, daß erstens:
der Handarbeitunterricht in Stricken, Nähen und Stopfen
als ein Bedürfnis der Elementarschule genügend erwiesen sei,
und daß zweitens: der königlichen Regierung das Recht zu-
stehe, die Einführung dieses Unterrichts und die Aufbringung
der Kosten anzuordnen, doch mit Berücksichtigung der Ver-
schiedenheit der Ortsverhältnisse u. s. w. (Ministerialerlaß vom
18. März 1861). Dieser letzte Passus ist in der That von
hoher Wichtigkeit, und wir werden darum an einer anderen
Stelle näher darauf zurückkommen. Im Uebrigen ist dem
Gesagten nur noch beizufügen, daß man auch in anderen
Staaten die Zweckmäßigkeit der Einführung des Handarbeit-
unterrichts in der Volksschule als genügend erwiesen aner-
kannt hat: so heißt es z. B. in dem hessischen Schulgesetz:
„dieser Unterricht sei wünschenswert;“ aber als „obli-
gatorisch“ für alle Verhältnisse in Stadt und Land finden
wir ihn in keinem der vielen Schulgesetze unseres Vaterlandes
klar und deutlich bezeichnet. Immer noch ist es Sache von
einzelnen Kreisen, einzelnen Vereinen, einzelnen Ge-
meinden, die, soweit eben ihre Macht reicht, sich dieser wich-
tigen Frage ernstlich annehmen. Am meisten geschah in letz-
terer Beziehung in Baden und Württemberg, ob aber in
beiden genannten Ländern ein wirklich bindendes Gesetz existirt,
in dem strengen Sinn verpflichtend, wie wir es wünschen, ist
uns nicht erfindlich.

Jedenfalls läßt es wohl die eben hier geschilderte Zu-
sälligkeit und Zersplitterung als in hohem Grade wünschens-
werth erscheinen, daß diese Verwirrung, die nothwendig auch
zu einer Verwirrung der Begriffe führen muß, gelöst werden
möge durch ein Reichsgesetz, das einfach nur zu lauten
braucht: „In jeder Mädchenschule ist der Handarbeitunter-
richt, soweit er sich auf Stricken, Nähen und Flicken bezieht,
obligatorisch und methodisch zu ertheilen!“ Gerne fügten
wir dem noch den obligatorischen Zeichenunterricht bei, aber
fordern wir nicht zu viel auf einmal, um so mehr, als schon
bei Erfüllung jener ersten Forderung nicht unerhebliche Schwie-
rigkeiten erwachsen. — Daß die Einzelregierungen einem sol-
chem Reichsgesetz willig entgegen kommen würden, unterliegt
um so weniger einem Zweifel, als man, wie gesagt, sich in
verschiedenen Ländern bereits eifrig mit dieser Frage beschäf-
tigt, und schon vor mehreren Jahren dahin zielende Confe-
renzen zwischen den Schulvorständen verschiedener deutscher
Staaten stattgefunden haben, und jetzt sogar einzelne Länd-
chen, wie z. B. Sondershausen, die Initiative für sich

selbst ergreifen und im Begriffe stehen, den Handarbeitunter-
richt obligatorisch und systematisch, auch in der kleinsten
Dorfschule, einzuführen.

Wir sagten „systematisch“ und kommen damit auf
unser eigentliches Thema, denn der Handarbeitunterricht kann
nur dann ein wirklich förderlicher sein, wenn er nach einer
zweckmäßigen Methode, ganz eben so ernst und gründlich er-
theilt wird, wie jeder andere Unterricht auch. Es ist eine
durchaus falsche Ausnahme, daß hierfür ein mechanisches Ab-
richten genüge, daß in keiner Weise ein pädagogisches Moment
bei der Unterweisung der Handarbeiten sich geltend mache.
In der richtigen Weise gelehrt dient dieser Unterricht ganz
ebenso sehr zur Entwicklung des Denkvermögens, wie der des
Rechnens, welcher ja gleichfalls zu einem bloßen Mechanis-
mus in der Hand ungeschickter Lehrer und Erzieher herab
sinken kann.

Nicht sowohl die schlechten und geradezu unbrauchbaren,
sondern hauptsächlich die gedankenlosen Arbeiten waren es,
welche zuerst die Prüfungs-Damen des Alice-Bazar darauf
aufmerksam machten, daß hier sehr viel faul sein müsse im
Staate Dänemark. Da lagen ja ganz schön gestrickte Strümpfe
vor uns, aber nur schade, der eine war kürzer, als der an-
dere, an jedem war in verschiedener Weise abgenommen, oder
die Haken waren bald zu groß, bald zu klein, und menschliche
Füße konnten sich in solchen Strümpfen gar nicht bewegen.
Aehnlich stand es mit den Näharbeiten: krumme Säume wech-
selten mit geraden, einmal waren sie breit, dann wieder schmal,
unvernähte Fäden hingen herab, und die Façons von freiwillig
eingelieferten Arbeiten zeigten oft die unglaublichsten Formen.

Wir hätten die Pflicht, welche wir uns im Interesse der
Frauenwelt vorsezt, schlecht erfüllt, wenn wir der Sache
nicht auf den Grund gegangen wären, uns nicht davon über-
zeugt hätten, welcher Erziehungsmangel hier vorlag. Unsere
Bemühungen, ihm abzuhelfen, haben sich denn in der eigenen
Vaterstadt aufs beste gelohnt. Die weibliche Volksschule hat
jetzt schon seit drei Jahren den obligatorischen Handarbeit-
unterricht, und in allen städtischen Mädchenschulen wird
derselbe methodisch gelehrt, ein Verfahren, dem sich auch
bald die meisten Privatschulen angeschlossen haben. Im höch-
sten Grade förderlich war uns freilich dabei der Umstand, daß
eine Handarbeitsmethode existirte, so faßlich, klar und ein-
sichtsvoll, wie man sich dieselbe nur wünschen konnte, die
Schallensfeld'sche Handarbeitsmethode. *)

Zwei Schwestern, Rosalie und Agnese Schallensfeld waren
es, die im Besitz einer Privat-Töchterchule in Berlin, dort
ihre Methode lehrten und entwickelten und dieselbe durch
äußerst klar abgefaßte Lehrbücher Jedermann zugänglich ma-
chten. Wir können und wollen nicht behaupten, daß nicht
schon vorher Aehnliches existirte; in Klöstern und Klosters-
schulen, bekanntlich den frühesten Pflanzstätten weiblicher Ge-
schicklichkeit, finden sich einzelne Theile des Schallensfeld'schen
Systems angewendet, und von da haben sie auch stellenweise
ihren Weg schon früher in öffentlichen Schulen gefunden, nament-
lich an Orten, wo eine katholische Bevölkerung vorwog. Ebenso
muß auch zugestanden werden, daß in den katholischen Mäd-
chenschulen der Handarbeitunterricht jederzeit am wenigsten ver-
nachlässigt wurde.

Ein Gleiches finden wir schon seit längerer Zeit in der
Schweiz, wo uns zum ersten Male an einer sehr besuchten
höheren Töchterchule, verbunden mit einem Lehrerinnen-Seminar,
ein systematischer Handarbeitunterricht begegnete, und wo
auch die sich auszubildenden Lehrerinnen bei dem Examen einen
Nachweis über ihre dahin zielende Geschicklichkeit abzulegen
hatten. Im Zusammenhang damit hat in der Schweiz schon
vor einer Reihe von Jahren der Schulrath Kettiger ein
Seminar für Handarbeitslehrerinnen errichtet, wo er, persön-
lich — ein Mann — theoretisch im Nähen, Stricken, Zu-
schneiden u. s. w. unterrichtete und auch ein Handbuch dar-
über verfaßte. Dieses Beispiel wurde vor ungefähr 5—6
Jahren nachgeahmt durch einen Lehrer, Namens Wuhl, der
in Ludwigsburg bei Stuttgart gleichfalls ein solches Seminar
gründete und Lehrerinnen pädagogisch nach einem System
bildete, dessen Hauptgrundlagen der Schallensfeld'schen Methode
entnommen sind.

Den ersten Versuch, dieselbe durch schriftliche Darstellung
zu verbreiten, machte Rosalie Schallensfeld vermittelst
eines kleinen Buches, in welchem sie die Hauptzüge ihres Ver-
fahrens niederlegte, und welches gewürdigt wurde, von Dief er-
weg mit einem warmen Vorwort begleitet zu werden. Es
erschien, wie auch die späteren Schriften der Schwestern, in
Frankfurt a. M. in der Herrmann'schen Buchhand-
lung. Gleichzeitig bemühten sich die Schwestern, ein Seminar
für Handarbeit-Lehrerinnen in Berlin zu gründen, wo die-
selben nicht allein in ihrem besonderen Fache, sondern auch,
und dieses ist besonders zu betonen, in Pädagogik und
Schulkunde unterwiesen wurden. Das kleine Institut aber
blieb ohne jede Unterstützung von Seiten der Schulbehörden,
ja es hatte so mancherlei Widerwärtigkeiten zu bestehen, daß
es in der Stille wieder einging. Schon seit mehreren Jahren
existirte es nicht mehr. — Rosalie Schallensfeld selbst war ge-
storben — als wir uns im Jahre 1869 von hier aus mit der
Bitte nach Berlin wendeten, eine Lehrerin in das Schallens-
feld'sche Seminar senden zu dürfen, und darauf hin obige
Mittheilung erhielten. Agnese Schallensfeld aber schrieb uns,
daß seitdem eine weitere Folge ihrer Methode im Buchhandel
erschieden sei, und daß eine jede verständige, in der Hand-
arbeit geübte Frau sich mit Hilfe dieser Hefte und der sie
begleitenden Tafeln dieselbe anzueignen vermöge. Die Rich-
tigkeit dessen haben wir denn auch hier mannichfach erprobt.
Indessen wird doch eine ganz durchgreifende Reform dieses
Unterrichts und eine allgemeine Einführung desselben nicht
möglich sein, ohne eine Anzahl von vorbereitenden Seminaren,
wie ein solches außer in Ludwigsburg nun auch in Karls-
ruhe besteht. Unter dessen entschloß sich Agnese Schallensfeld zu
einer Reise nach Süd-Deutschland, berührte Frankfurt, wo
ihre Bücher verlegt sind, und kam herüber nach Darmstadt,
wo sie uns im Beisein eines Gemeinderathmitgliedes ihre
ganze Methode, unter Vorzeigung eines Handarbeit-Asorti-
ments, wie es eine jede ihrer Schülerinnen während der
Schulzeit anzufertigen hatte, erklärte. — Es ist nun nicht

*) Nam. der Red. Die Rebaclion des besetzten Theils stellt sich aus dem
Grunde anzureichender Kenntniss, diejenige der Abtheilung für Mode und
Handarbeit im Interesse der Sache auf völlig neutralen Boden. Je mehr
und gründlicher das Für und Wider in dieser Angelegenheit erörtert wird,
desto besser.

möglich, etwas Einfacheres, Klareres und mehr sich von selbst
Verstehendes kennen zu lernen, als dieses System, welches in
seiner Art eben so respectabel ist, wie ein wissenschaftliches
System höherer Gattung; in jedem Falle aber gibt es kaum
ein Anderes, das so tief in das tägliche Leben einschneidet,
so sehr dazu berufen ist, praktisch zu wirken und zu fördern.

Genug — wir haben seitdem von Darmstadt aus Propa-
ganda dafür gemacht, soviel in unseren Kräften stand. Das-
selbe geschah fast gleichzeitig von Stettin aus, und wir
leugnen nicht, daß wir manchmal im Stillen darüber erstaun-
ten, wie die Pädagogen und Schulmänner so lange gleichgiltig
an dieser Frage vorübergegangen sind, bis Frauen und Frauen-
vereine dieselben in das rechte Licht gestellt haben. Aber so
ist es ja auch recht, daß die Frauen selbst nach dem sehen,
was sie zunächst am besten verstehen müssen, doch bedenken
wir dabei manchmal mit recht schmerzlichem Gefühl der
Schwestern Schallensfeld, die so redlich gestrebt, so mancherlei
Tauschungen erfahren haben, und die nun Beide unter dem
stillen Hügel ruhen, denn auch Agnese starb im Jahr 1870
und erlebte nur die ersten Momente einer Würdigung, die sie
so wohl verdienten. Der Name der beiden Schwestern, die
es nicht einmal in ihrer Vaterstadt durchsetzen konnten, daß
ihr Werk in deren Töchterchulen eingeführt wurde, wird heute
bis weit über die deutschen Grenzen hinaus genannt, und
spätere Generationen, die man in ihrem Sinne unterrichtet,
werden ihr Andenken segnen, als Wohlthäterinnen der Mensch-
heit. —

In der städtischen Fortbildungsschule Darmstadts, in
welcher zuerst die Methode eingeführt wurde, sind auf We-
stellung seitdem nicht allein nach den verschiedensten Gegenden
Deutschlands Handarbeit-Asortiments ausgeführt worden —
ein solches ging bereits auch nach Osn ab für ein dortiges
großes Mädchen-Institut, ein anderes nach St. Petersburg
an die kaiserliche Prinzessin, welche die Methode in
russische Schulen einzuführen wünscht, und ein drittes wurde
für die Wiener Weltausstellung gearbeitet, wo es ohne
Zweifel dem trefflichen System neue Freunde eroberte wie es
deren schon überall und in Menge in Deutschland besaß. Eine
möglichst anschauliche und zugleich kurze Darstellung der Me-
thode werden wir uns hierbei im nächsten Abschnitt zu ge-
ben, und da es sich hierbei um das Werk von bereits Abge-
schiedenen handelt, wird uns sicherlich Niemand darum der
Parteilichkeit oder blinder Voreingenommenheit beschuldigen.

(Schluß folgt.)

Die Mode.

O der Schnee, der herrliche Schnee! Wo bleibt er? Haben Sie ihn,
meine schöne Leserin an der blauen Donau, oder Sie, liebe Landsmännin,
die Landkarte etwas weiter nördlich hinauf? Ach siehe gewisse Freunde unseres
Hauses, deren tiefbrauner Teint und helles Aug' und windstiefer Haar-
schmelz durchaus nicht unangehm an Feld und Wald und frische Luft erin-
nert, am Kamme beisammensehen, die Stirn in verbrieblige Falten und die
Schultern hoch gezogen — ich weiß es, auch sie vermessen den Schnee. Aber
indem ich an deren so berechtigter, erste, gewichtige Stimme denke, wird mein
Aug' ganz dünn, ganz schüchtern — ich bitte um Schnee, den herrlichen
Schnee, damit — damit unsere Winterolletten bei Schitten- und Schlitt-
schuhsfahrten doch auch etwas zur Geltung kommen!

Seien Sie galant, Herr von Winter! Ich fise hier, um ein Langes und
Breites, was wir für Sie gethan, zu erzählen, kommen Sie also hinter
Ihrem Schmolzwinkel am Nordpol oder sonst wo hervor und präsentiren Sie
sich! Ich beginne.

Mehr als je werden in diesem Winter zum eleganten Promenaden- und
Schlittschuhkostüm, ja selbst zur Besuchtoilette, wollene und Phantasia-
stoffe getragen, deren reiches und schönes Gewebe freilich eine solche Wahl
bedürftig. Für das Schlittschuhkostüm (hören Sie, Herr von Winter!)
verwendet man am liebsten die bereits von mir erwähnte Wigogne und den
Himalaya in Verbindung mit gleichfarbigem oder dunkler getöntem Sammet,
und einen feinen, leichteren Kammarbdiagonal, welchen letzteren man mit Pelzstreifen
schmückt. Für die glücklichere Winterzeit sind die gleichfalls mit Pelz ver-
brämten, gänzlich aus Wollener Sammet gefertigten Anzüge. Die aus er-
genannten Stoffen zusammengelegten Costüme werden folgendermaßen ar-
rangirt: hüfereier Rod aus Sammet mit Sammetauspust, drapirte Tunika
nebst anliegenden Fächchen aus Wigogne oder Himalaya, mit Pafepois und
Schleifenbüscheln aus Grosgrain und mit Perlmutterknöpfen besetzt, das Fäch-
chen mit Sammetärmeln, ebensolchem umgeschlagenen Kragen, gegen den sich
eine volle Kravatte aus Seidenstoff lehnt, und vorn herunter mit Sammet-
revers ausgestattet. Ein derartiges Fächchen ist häufig in der Rückenmitte
der Hänge nach in schmale Falten gelegt, über welche Schleifen flattern,
vorn herzförmig über einer Weste aus entsprechendem Stoff geöffnet und
dann mit zwei Knöpfen geschlossen, um von hier aus scharf zurückzuweichen.
Die Schöße der Vordertheile fallen auf diese Weise nach dem Rücken zu und
enden hier je in eine edelste Falte. Ganz allerlieblich nehmen sich auch die
zu den Anzügen von Kammarbdiagonal gebörenden, geschlossenen Fächchen
aus. Diese, in Schwarz, sind in horizontaler Linie mit gleichfarbigem,
1/2 Centimeter breiten Wollentorten besetzt, reich mit hängenden Kugel-
schmüren und entsprechendem Quasten geschmückt und um den Halsauschnitt
wie am unteren Rande in Form einer Rolle mit einem ziemlich breiten
Borststreifen umfäumt. Die Elsbogenärmel, welche des Vortreibes be-
dienen, schließen unten mit einer 5 Cent. breiten, geschweiften und etwas
getraufelten Manschette ab, auf welche Schlingen aus Vorten fallen, und
über welche sich ein bis zum Ellbogen reichender Pelzaufschlag erhebt. Die
Pelzverbrämung wiederholt sich auf dem Rod und dem Ueberkleid; letzteres
ist außerdem noch durch Vorte geschmückt. Zu diesen Costümen trägt man
eine Toque aus gleichfarbigem Filz mit Pelz umrandet und mit Reiber-
agrette verziert und eine Pelzmuffe, zu jenen ein von einem leichten Tuch
umrandetes Filz- oder Sammethütchen und ebenfalls eine Pelzmuffe, doch
von einer Boa begleitet.

Sehr beliebt ist gegenwärtig die stark gerippte Sicilienne, welche
in Grau und Schwarz vornehmlich zu Besuchs- und Siretoiletten, in Weiß
zu reichen Morgenroben und zu Abendumhüllungen gewählt wird. Letztere,
in der Form eines großen Burnus, erhalten ein wairtes, weißes Seiden-
futter und eine Umfäumung von Schwan. Noch sind pelzgefüllte Burnusse
aus schwerem schwarzem Seidenstoff anzuführen.
Der neuen Farbe „poehard“ in drei Nüancen für schwarzen Grosgrain
und in Gros Faillie habe ich bereits Erwähnung gethan; sie ist rath beliebt
geworden.

Was die Garnituren anbelangt, so zieht man Jet allem Andern vor,
und dieier die schwarzen Anzüge nach. Man sieht Jet- und Schmelzperlen
nicht allein auf Galons und Franzosen, sondern auch auf London, welche
letztere den neuesten Auspust der Gesellschaftsroben bilden.

Die Gesellschaftsanzüge aus schmal schwarz und weiß gestreiftem Seiden-
stoff für junge Mädchen werden neuerdings durch hochrothen Auspust be-
setzt. Derselbe besteht aus einer breiten umfangreichen Bandschärpe und aus
Pafepois (jedoch ohne Schurreinbaumung), welche sich in einfacher oder dop-
pelter Reihe um die Stoffrolle ziehen. Letztere werden an Seidenleibern
sehr Kraus angelegt.

Als Kopfputz für Sotrone ist von älteren Damen, außer dem zierlichen,
mit Blumen und Bändern geschmückten Wollenhäubchen, die Feder-
coiffüre gesucht, die indes nicht zu verschwendlich arrangirt sein darf.
Eine weiße oder farbige Straußfeder, mit einer übereinstimmenden Reiber-
agrette, oft auch noch mit einer zu einer Schleife geordneten Pointbarbe
gehalten, Nichts weiter!

Die Westen und Fichus aus Sammet, Seidenstoff und Spitzen, welche
ein einfaches Seiden- oder Popelntuch in eine anmuthige Abendtoilette
wandeln, sind zu praktisch, um sich nicht in der Gemit zu erhalten, freilich
finden wir sie bei Oerson in immer neuen Variationen. Den herzförmigen
Auschnitt und die absteigend gefüllte Stoffkravatte, welche von einer
vollen, weißen oder schwarzen Tüll-, Krepp- oder Spitzenrische begleitet
wird, haben sie jedoch alle gemein. Für Westen und Fichus, wie für Haar-
und Kragenschleifen — letztere werden gegenwärtig vorzugsweise aus Gros-
grain und Atlas aus Grosgrain und Sammet hergestellt, seien einige Far-
benzusammensetzungen genannt: Schwarz, Olive oder Moosgrün mit rosa
chair, rosa saumon oder bleu nacré, Opal, und Nebelgrau mit Zimmet-
braun, Rubinroth oder Granatbraun mit Wasserblau, Goldbraun mit Stroh-
gelb.

In Schmuckgegenständen bietet uns Berlin eine Neuheit: Miniaturperle aus mattem Golde oder Silber, anstatt der Ohrgehänge. Sie sollen durch die Art und Weise, wie der Pfeil angebracht wird, das Ohr kleiner erscheinen lassen.

Die einfachen Morgenroben werden aus gestreiftem Flanell oder einfarbiger Wigogne, die eleganten aus Doppelflachmirt und die elegantesten, wie bereits erwähnt, aus Sicienne hergestellt und bei beiden letzteren Stoffen mit einem abtrocknenden Seidenfutter versehen. Man fertigt sie entweder im Rücken anliegend, mit drapirter Watteaufsatz, vorn lose und in der Taille mittelst eines Gürtels gefesselt, oder in der ziemlich anschließenden Beizeform, die Länge hinunter mit einem plastronartigen Einlag aus abtrocknendem Seidenreps und diesen von Stoffreps eingeraht, oder gänzlich lose und oben im Rücken wie vorn auf den Hüften unterhalb eines edigen, altdeutschen Sammet- oder Seidentragens eingeknüpft und ebenfalls in der Taille mit einem Gürtel zusammengehalten. Eine mit Seide gefütterte Stofftrage rahmt hier, ein breiter gewickelter Stehtrage (gleichfalls aus dem Stoff der Robe), von einer gefalteten Seidenravatte begleitet, dort den Halsanschnitt ein. Vorn oder im Rücken wird das Morgenkleid, das entweder Elbogen- oder Ragodenärmel erhält, mit großen, edigen Taschen ausgestattet. Sammetstreifen oder Seidenpasspoids bilden nebst großen Perlmutterknöpfen die Verzierung.

Berolika von G.

Wirthschaftsplaundersien.

Wie erkennt man die Echtheit eines farbigen Zeugstoffes? Die Klagen über Unrechtheit der künstlichen farbigen Stoffe aller Art häufen sich. Sie gehen aus den zahlreichen Anfragen an den Bazar hervor, in welchen die Fragestellerinnen zu wissen wünschen, wie man eine eingekaufte unechte Stoffprobe zu wachen oder ihr die verblühene Farbe wiederzugeben vermag. Das lausende Publicum verläßt sich auf die Versicherungen des Verkäufers, der doch in den wenigsten Fällen selbst sich Überzeugung von der Farbenechtheit seiner Waaren verschafft oder zu verschaffen vermocht. Die Folge dieses Nothstandes ist nicht nur eine Erschütterung des Vertrauens in die Redlichkeit der Verkäufer, sondern vor allem auch eine nichts weniger als unbedeutende Vermögensbeschädigung des consumirenden Publicums. Der Grund zu solchen Klagen liegt einmal in der Fülle der neuanzuwendenden Farbstoffe, mit welchen die Chemie jüngster Zeit die Färberei besetzt hat, dann aber in der Concurrenz, welche, dem nimmerwiederkehrenden Ruf des Publicums nach Wohlfeilheit folgend, Erzeugnisse geschaffen hat, die zur Zeit auch der reellste Fabrikant herzustellen gewungen ist.

Daß die neuen Farbstoffe, vornehmlich die Anilinfarben, mit ihrer leuchtenden Pracht (die, wohlverstanden, nicht überall am Orte ist, aus Mangel an Geschmack aber an die unpassendsten Orte gesetzt wird) so wenig standhaft gegen Luft, Licht und Laugen sich verhalten, darf man nicht der Chemie zur Last legen; wohl aber hat das Publicum ein Recht, sich bei den Fabrikanten zu beklagen, daß sie nicht mehr Mühe darauf verwendet haben, diese Farbstoffe auf den Geweben echt zu machen, bevor sie dieselben dem Consum darboten. Für alle farbigen Stoffe, die nur dem vorübergehenden Gebrauch gewidmet sind, darf die Verwendung leicht vergänglichender Farben gelten, sie werden in solchen Fällen den Blumen gleichen, mit denen wir uns schmücken, obwohl wir wissen, daß ihre Reize in wenig Stunden erblüht sind. Sollen dagegen Farben die Bekleidungsgegenstände des täglichen Gebrauches schmücken, so muß man sorgfältig fordern können, daß ihre Vergänglichkeit im Verhältnis zur Haltbarkeit des Stoffes selbst stehe. Freilich kommt leider auch im Handel genügend unechte Farben auf unhaltbarem Gewebe vor; doch das gehört in ein anderes, nicht minder trauriges Capitel!

Wie soll nun der Consumant einer solchen indirecten Besteuerung sich erwehren? Da es keine Gesetze gibt, welche den Fabrikanten zwingen können, von dem einmal eingeschlagenen Wege abzugehen, so bleibt dem Käufer nichts übrig als Selbsthilfe, d. h. er möge, bevor er kauft, den Stoff auf Echtheit prüfen, und was die Probe nicht bestand, zurückweihen. Geschieht dies nachdrücklich und von vielen Seiten gleichzeitig, so wird sich bald und zu Gunsten aller Käufer eine Rückkehr zum Besseren bemerkbar machen.

Daß eine solche Prüfung auch von Seiten des nicht chemisch gebildeten Publicums leicht, ohne Zeitaufwand und mit sehr geringen Mitteln vorgenommen werden kann, das hat Professor W. Stein in Dresden kürzlich in einer Schrift „Die Prüfung der Zeugarten und Farbmaterialeien“ (Cutin, Verlag von W. Strube. Preis ein Thaler) dargelegt. Wir stellen aus dieser Schrift die nachstehende Anleitung zusammen.

Um zunächst den Begriff „echt“ für die in Frage kommenden Fälle klarzustellen, muß vorerst angeführt werden, wie Professor Stein denselben definiert. Er sagt: „Diejenigen (auf den Geweben befestigten) Farben, welche unter dem Einflusse von Luft und Licht ihren Farbenton bei mehrjährigem Gebrauche des Stoffes nicht auffällig ändern, durch (verdünnte) Säuren und Alkalien (Laugen) nicht fleckig und beim Waschen mit reinem oder Seifenwasser nicht erheblich abgezogen (entfernt) werden, nennt man echt, die andern unecht.“

Nun zu den Prüfungen selbst. Die wenigen erforderlichen Prüfungsmittel (Reagentien) sind: Kaltwasser, Salzsäure, Weingeist (Brennspiritus), Soda und Seife. Kaltwasser und Salzsäure erhält man beim Droguisten oder Apotheker. Ersteres ist leicht auch selbst herzustellen, indem man wenige Stüchchen ungelöschten oder frisch gelöschten Kalkes in eine Selterflasche bringt, diese mit kaltem Wasser vollfüllt, umschüttelt, und die nach dem Absetzen klar über dem kalte stehende Flüssigkeit, das Kaltwasser, gebraucht.

Damit man sich bei der Prüfung nicht in den Reagentien vergriffe, ist es rathsam, die Flaschen mit einer Aufschrift zu versehen, auch halte man sie stets nach dem Gebrauche zugesehrt. Zum Versuche selbst verwendet man von Garnen und Gewebefäden kleine Büschel von etwa zwei Centimeter Länge, von Geweben kleine Abschnitte von etwa zwei Cent. im Quadrat. Dichte Gewebe, Tuche, zertheilt man in kleine Streifen.

Von den Gewebeproben ist zunächst die Appretur durch Einweichen in warmem Wasser und Reiben mit den Fingern, und ebenso die Luft, welche an der Oberfläche der Zeugstoffe festhaftet, dadurch zu entfernen, daß man die Probe mit Weingeist übergießt. Letzterer dringt leichter ein als das Wasser, welches meist erst beim Erwärmen den Stoff benetzt. Der Weingeist wird dann durch Wasser wiederholt ausgewaschen. Die Ausfärbung der Probe erfolgt so, daß man in ein gewöhnliches Probierglas (Reagensglas) die Probe bringt und sie mit der Prüfungsflüssigkeit übergießt, so daß das Glaschen nicht viel über halbvoll gefüllt ist. Man erhitzt das Reagensglaschen unter Hin- und Herbewegen oder Drehen desselben (damit das Glas nicht durch einseitiges Erhitzen platze) über einer brennenden Spirituslampe, bis die Flüssigkeit lebhaft ins Kochen gekommen ist, und läßt alsdann fünf bis sechs Minuten lang stehen. Umgekehrt ist zu rathen, statt über der freien Spiritusflamme zu kochen, das Reagensglas oder ein gläsernes Kochfläschchen in ein Gefäß (Schälchen) zu halten, in welchem sich Wasser befindet, welches im Kochen erhalten wird. Nach jedem Versuche ist das Reagensglaschen mit reinem Wasser auszuspülen.

Die Farbe des Stoffes nach dem Versuche ist, wenn sie in Frage kommt, erst nach dem Auswaschen desselben in reinem Wasser zu beurtheilen.

Stoffe mit rothen Farben. Man kocht die Stoffprobe 1) mit Seifenwasser; dieses muß ungefärbt bleiben oder sich höchstens schwach färben; 2) mit Kaltwasser. Auch dieses darf sich nicht oder nur wenig färben. Wenn es farblos geblieben ist oder sich nur schwach gefärbt hat, so muß auf die Farbe des Stoffes geachtet werden, welche weder gebleicht oder gelblich, noch braun geworden sein darf.

Gelb. Das edelste Gelb ist das Krappgelb, am wenigsten echt sind Orleans und Curcuma; etwas besser vielleicht Färbholzgelb. Man kocht die Zeugprobe nacheinander mit Wasser, dann mit Weingeist und zuletzt mit Kaltwasser aus. Farben sich die ersteren merklich gelb, das letztere röthlich, wobei die Farbe des Stoffes selbst ins Bräunlichrothe übergeht, so ist die Farbe unecht.

Blau. Eine blaue Farbe ist nicht echt, wenn dieselbe 1) mit Weingeist gefärbt, diesem eine rothe, violette oder blaue Färbung mittheilt; 2) beim Erwärmen mit Wasser und etwas Salzsäure oder mit Weingeist die Flüssigkeit roth färbt, beziehungsweise die eigene Farbe in Roth oder Braunroth verändert.

Violett. Echt sind nur die aus Rüpenblau oder Indigocarmin und Cochenille zusammengesetzten Farben, sowie das Krappviolett. Da nun die echten Farben durch Combination mit unechten selbst ihren Werth verlieren, so sind alle violetten Farben als unecht anzusehen, welche beim Kochen mit verdünntem Weingeist (gleiche Theile Wasser und Brennspiritus) und Stehenlassen während zehn bis fünfzehn Minuten in erheblichem Grade Farbe abgeben oder beim Kochen mit verdünnter Salzsäure (1 Theil Säure und etwa das Fünftel bis Sechstel Wasser) die Farbe in Braun oder Braunroth ändern und der Flüssigkeit eine rothe Farbe mittheilen.

Orange. Man kocht die Stoffprobe zuerst mit Wasser aus; färbt sich dieses (gelb, rothgelb, roth), so ist die Farbe unecht. In dem Falle, daß das

Rebus.



Auflösung des Rebus Seite 36. Die Erde ist eine Gondel, die an der Sonne hängt, und auf der wir uns einer Fahrt Zeit in die andere fahren.

Correspondenz.

Weißes Köschchen von C. F. 1. Seite, ob wohlfeil oder nicht, ist nicht nachtheilig für den Teint. 2. Es ist nicht was das Parfümiren anbetrifft, sein, die richtige Maß zu halten. 3. Räume, die nicht man in lauwarmen Seifenwasser läßt dieselben aber nicht lange darin liegen und trocknet sie dann rasch.

seide wird uns genannt die Firma G. Schönerberger Nachfolger (Zuhaber: Giesleben) in Lübeck. München. in Berlin. Dintenlecke aus rothem Buchtenleder so zu entfernen, daß, wie Sie sich ausdrücken, keine „schlimmen Reminiscenzen“ zurück bleiben, ist unmöglich. — Wachsflecke entfernen Sie aus der Lampenglocke durch Abreiben derselben mit Hoffmannstropfen (Kiefer-Weingeist, denen etwas Salniakgeist zugesetzt wird).

A. K. in M. Für die Beantwortung der Frage, wie man Eisenbeinergestänbe, welche auf Leber etc. befestigt sind, bleicht, schon Dank! Hier ist sie: Man legt zu Chloralkohol etwas Salzsäure, trägt die Mischung mittelst eines Pinsels auf das Eisenbein auf und läßt es dann dem Sonnenlichte aus. Damit das darunter befindliche Leder nicht von dem Bleichmittel angegriffen werde, ist große Vorsicht beim Antragen erforderlich; man thut daher am besten, die Form der Eisenbeinergestänbe in starkem Papier auszuscheiden, sie aus Nadeln mit Eisenbein zu benutzen und wenn nötig sogar die Fugen mit etwas Wachs zu verstreichen. Nach dem Bleichen wäscht man mit Pincol und Wasser die noch anhaftenden Kalktheile ab und polirt mit Kreide nach. Bei Gegenständen aus Horn muß das Bepinseln mit der Bleichflüssigkeit einige Male wiederholt werden, auch kann man die Säure etwas concentrirter und statt der Chloralkohol einen Brei von 1 Theil Wasser und 1 Theil Chloralkohol nehmen. — Die Verbleichung des Gummibaumes durch Stecklinge ist auf Seite 230 des Bazar, Jahrgang 1873 unter Chiffre „Blumenfreundin in Prag“ beschrieben worden.

Einige Wienerinnen. Fragen Sie nur noch einmal in A. Moll's Apotheke, Tuchlauben 3, an. Sie werden das Enthaarungsmittel Psilothron jetzt dortselbst erhalten.

N. L. in B. Ueber das Einlassen der Fußböden haben wir einen ausführlichen Aufsatz auf Seite 116 des Bazar, Jahrgang 1872, gebracht.

Lockenkopf in Wien. 1. Gegen Mitterer tägliches Betupfen mit einer Mischung von 1 Theil Borax in 20 Theilen Wasser. 2. Gurkenrost wird durch Borax haltbar gemacht. Sie gehen nicht fehl, wenn Sie ebenfalls 1 Theil Borax auf 20 Theile Gurkenrost nehmen, wir zweifeln nicht, ob dem Gurkenrost noch eine andere kosmetische Wirkung innewohnt. — Eidotter gilt als ein den Haaren sehr zuträgliches Einsetzungsmittel, ist aber in frühem Zustande schwer zu erlangen.

A. N. in B. 1. W. Spindler's Färberei, Berlin, Wallstraße. 2. G. Mikroskop erhalten Sie u. A. beim Mechaniker H. Wasserlein, Berlin, Schützenstraße 27. Eine brauchbare Anleitung zur Benutzung des Mikroskops ist unter dem Titel „Das Mikroskop und seine Anwendung“ von Dr. H. Pagen geschrieben, dieselbe erschien bereits in 4. Auflage bei J. Springer in Berlin. 3. Ein Mittel gegen Kopfschuppen ist feiliges Waschen des Kopfes mit einem Waschwasser, in welchem Borax oder Hirschhornsalz gelöst wurde.

P. S. in A. Wenn die weißen Punkte des schwarzen Stoffes sich in die Wäsche überfärben, so ist die Farbe eben nicht ganz echt und eine Abhilfe nicht möglich. Beim Waschen solcher Stoffe (Kattune) von zweifelhafter Echtheit darf man nicht zu heißes Wasser nehmen, muß ein milde Kernseife zur Anwendung bringen, das Weiben möglichst vermeiden, nach dem Spülen eine Viertelstunde lang in verdünntem Essig waschen und dann sofort zum Trocknen aufhängen. — Der richtig gewordene Lacküberzug des Desbildes wird am besten nach dem Bettentfernen des Bildes zu behandeln sein, welches im Allgemeinen darin besteht, daß man die Bildseite in einem geschlossenen Kasten den Dämpfen einer mit Alkohol gefüllten Schale aussetzt.

J. v. W. in Dresden. Watte aus Zupfseide wird von den Armen des Siebelingvereines in Hamburg gearbeitet; dieselbe ist, das Stück Nr. 12 Siebelingvereines, durch Fräulein A. Jänisch, Hamburg, Friedrichstraße Nr. 20, zu beziehen. — Watte aus Seidenspinneri-Abgängen ist, wie man uns mittheilt, von der Florideisenpinneri von J. G. Dellings Chemnitz, Neuere Dresdenstraße 1442, 5. Abtheilung, zu beziehen.

Neue Abonnenten. Ja, der eingedante Stoff (Angora) läßt sich waschen und schneiteln; Weides wird von der chemischen Reinigungsanstalt von Judlin, Charlottenburg, beorgt.

G. in H. Statt des Moores bedient man sich zweckmäßig der Fensterverschließer-Glinder, welche von J. Popelarz in Wien, Stadt, Kolowratring 12, angefertigt werden. Diese Cylindere sind von Baumwolle gefertigt und mit Lack überzogen; letzterer ist je nach dem Fensterantrieb verschieden gefärbt: weiß, eisenfarben, rothbraun.

Edle von H. Ihre Frage finden Sie auf Seite 226 (Chiffre: S. L. Nr. C.) und Seite 258 (Chiffre: N. B. in Graz) Jahrg. 1873 des Bazar beantwortet.

A. M. in B. 1. Der durch Einwirkung des Lichtes ausgeblähte buntfarbene Stoff läßt sich in den Farben nicht wieder aufzufrischen. 2. Auch waschelebrere Handschuhe können durch die chemische Wäsche, d. h. mit Benzol gewaschen werden; die Farbe derselben wird dadurch nicht im geringsten angegriffen. 3. Stockflecke soll man aus Glashandschuhen entfernen, wenn man diese einige Zeit in eine verschlossene Blechbüchse über Hirschhornsalz aufbewahrt.

C. S. St. in G. Eine Beize zum Braunfärben von Holz (Laubsägearbeiten) erhält man durch Mischen und Lösen von 1 Theil Kaffeebohnen, 1 Theil Soda und 4 Theilen Wasser. Auch durch eine Auflösung von Anilinbraun in Spiritus, der man je nach der beabsichtigten Farbtöne mehr oder weniger Anilinroth zusetzt, kann man schöne Farbtöne erhalten. Eingehend erläuterte Vorschriften finden Sie in dem Buch „Das Weizen, Schleifen und Poliren des Holzes, Eisenbeins, Horns etc.“ von W. Schmidt; erschienen 1871 bei W. F. Vogt in Weimar.

Langjährige Abonnenten. Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele; von Dr. H. Klende (erschienen bei E. D. Kummer in Leipzig).

Vater der Johanna. Wir haben unter der genannten Chiffre keine Anfrage erhalten. Was das gewünschte Porträt betrifft, so ist dasselbe in mehreren illustrierten Zeitungen bereits erschienen, so daß wir es nur bei einem besonderen Anlaß reproduciren können, für das Buchstabenräthselagen wir freundschaftlich dank, doch ist die Erklärung aus ausführlicherer Kürze der Zeit, desto mehr reizt er zum Lösen; trägt er dagegen selber den Charakter des Räthfels, so ist das Buchstabenräthsel völlig überflüssig.

Freundin der Ulrik. Wir empfehlen Ihnen die auch von der „Deutschen Dichterhalle“ sehr gerühmte Anthologie neuerer d. Ulrik: Zettel, Edelweiß, ein elegant gebundenes, mit Wagnetten geschmücktes, überaus inhaltreiches Buch. 5. Auflage, Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Lesefrüchten in W., in Pr. W. und in A. Die im Verlag von Hermann Costenoble in Jena lieferungsweise erscheinenden „Gesammelte Schriften von Friedrich Gerstäcker“ sind weit über die 50. Lieferung vorgeschritten. — Wir empfehlen Ihnen „Wibende Kunst in der Gegenwart“, Gebetbuch an die Kunststoffe der Wiener Weltausstellung von Ernst Lehmann. Zweite Auflage. (Wien, Verlagsanstalt Buchhandlung.) — Bismarck's „geflügelte Worte“ in Bild und Schrift. (Verlag von W. Mayer in Berlin.)

Drei Waldbüchlein aus G. Die Frage nach einem passenden „Volksabendspiel“ wird fünf- bis sechsmal in der Woche an uns gerichtet, weshalb wir schon ganz abgehärtet gegen sie sind. Ein origineller Scherz dürfte nur mit genauer Kenntniß der Personen und Umstände erdacht und in Verse gebracht werden können, oder aber Sie müssen die nöthigen gedruckten Rollenabend-Poesien zu Hilfe nehmen, die Ihnen jede Buchhandlung neben, schwerlich aber Jemand empfehlen kann.

Cornelia B. Warum wir leben? Das ist allerdings sonderbar. Aber daß wir sterben, scheint uns noch unangenehmer. — Clarissa. Aber nicht bekannt. — Bertha K. und H. B. in A.; A. B. in Neud. u.; Anna H. in W. (Gal.); A. B. C.; Anna; A. D. Culenburg; N. W. in M. Dankend abgelehnt. — W. G. in G. Eine Annonce in der Kreuzzeitung dürfte genügen. — Rosenkette 28. Was für eine Frage hatten Sie an uns gestellt? — Verstorbenen Laise. Sehr gute Ansicht, gebende Ansicht, leider nur zu wenig Rücksicht auf die Form. — Junges Mädchen. Soviel wir wissen, lebt E. in Karlsruhe. — E. in Wolsb. Buchstabenräthsel erhalten und dankend angenommen. — Karte Ruth. Buchstabenräthsel leider orthographisch falsch; das bewusste Schriftzeichen hat zwei n. — F. J. 3. Unser Urtheil war nicht ironisch gemeint.

Buchstaben-Räthsel.

Table with 4 columns and 4 rows of letters: I, E D E B, I B E R, E E R L, L E D E.

In richtiger Ordnung von links nach rechts gelesen: Das Erste ist man wild gern, Das Zweite hat man sanft gern, Das Dritte sieht man gar nicht gern, Das Vierte mag man lang gern.

Von oben nach unten gelesen: Das Erste gibt uns Leben, Das Zweite nimmt das Leben, Das Dritte ziert das Leben, Das Vierte süßt das Leben.

Doris W. in W.

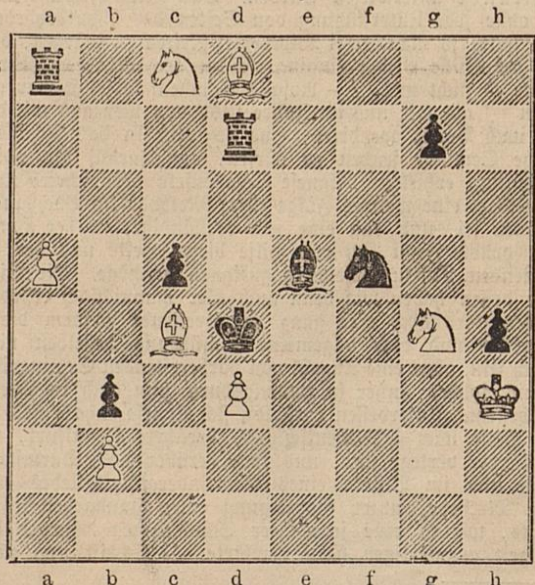
Table with 4 columns and 4 rows of letters: II, E R E M, I B E D, E R E L, B I D R.

In richtiger Ordnung von links nach rechts sowohl, als von oben nach unten gelesen: Das Erste ist dem Zweiten verboten, Das Dritte vom Vierten sieht man nur im Mond.

Doris W. in W.

Schach-Aufgabe. Nr. I.

Von Berger. Schwarz.



Weiß. Mat in vier Zügen.